universität innsbruck
Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

# Kleinere Schriften

Reiseschilderungen

**Steub, Ludwig**

**Stuttgart, 1873**

IV. Nach Hohenrhätien. 1852

urn:nbn:at:at-ubi:2-8537

## IV.

# Nach Hohenrhätien.

1852.

### 1.

Altstätten im Rheinthal, 4. September. In diesem Herbste treibt mich mein Geist nach Graubünden. Seit dem Churer Freischießen, welches ich im Jahre 1842 besehen und beschrieben, habe ich jenes geheimnißvolle Land nicht mehr betreten. Da es mir aber bei meinen rhätischen Studien immer wieder in die Hände läuft, so schien es nöthig, einmal einen längeren Augenschein einzunehmen und wenigstens eine Woche in Alt Fry Rhätia zu verleben. Sehr erheblich dürfte die Ausbeute in dieser kurzen Zeit allerdings nicht ausfallen, allein es wird mir doch die Erinnerung bleiben, das Land gesehen und mit seinen Bewohnern verkehrt zu haben.

In diesem Trachten fuhr ich also am ersten des Herbstmondes von München ab und kam über Augsburg in wenigen Stunden nach der Stadt Kempten, welche bekanntlich im Allgäu liegt.

Das Allgäu ist wirklich eine schöne Landschaft, obgleich man nur weiß, wo es anfängt; nämlich an dem

nördlichen Ende von Vorarlberg, aber nicht, wo es aufhört. Es besteht in seinem obern ganz authentischen Theil aus lauter Schluchten, Halden und kleinen Hochebenen, welche mit wenigen Dörfern, aber desto mehr einzelnen Höfen anmuthig besetzt sind. So oft man aus den engen waldigen Bachrunsen wieder auf die Höhen gelangt, erfreut man sich einer erquickenden Aussicht über andere hellgrüne, laubreiche Hügelrücken, die sich in reizender Flucht in die Ebene hinausverlieren oder auch gegen das Hochgebirge hinanziehen, welches in seiner eigentlichen Größe gleichwohl selten in den Gesichtskreis tritt. Der Getreidebau ist kärglich, aber die Weiden sind vortrefflich. Allgäuer Vieh, die kleine lebendige Race, nimmt unter seines Gleichen einen ehrenvollen Platz ein. Die Menschen dieses Landstrichs gehören zum alemannischen Stamm, der sich durch Gutmüthigkeit und Verstand auszeichnet. Dabei sind sie höflich, gesprächig und zuvorkommend. Viehzucht ist überhaupt ein bequemer Ding als der Ackerbau, läßt den Menschen mehr zu sich kommen und gibt ihm Erlaubniß, hin und wieder ruhig ein Stündchen über sich nachzudenken. So geschieht es, daß die Allgäuer Bauern ihr Gemeindewesen vortrefflich einrichten, sich auf Gesetz und Ordnung besser als andere Landleute verstehen und eben deßwegen, wie man sagt, etwas disputirsüchtig sind. Durch Industrie sind viele wohlhabend geworden und einzelne werden es noch immer. Namentlich mit Käse wird viel Geld erworben und ist die Kunst, ihn zu bereiten, jetzt auf solcher Höhe angelangt, daß man nicht allein guten Streichkäse fertigt, sondern auch andere Sorten, welche im engern Vaterland den Handel der Schweizer fast darniedergelegt

haben. Stickerei bringt nicht minder manchen Kreuzer in den Haushalt, Stickerei auf Halskrausen, auf Musselin zu Fenstervorhängen und dergleichen. Wie nach Vorarlberg kommt auch hierher die Bestellung meist aus St. Gallen und von Appenzell.

Die Häuser, wenn auch nicht so glänzend wie am helvetischen Ufer des Sees, sind gleichwohl reinlich und schmuck, vielfach von Holz, mit kleinen runden Schindeln von oben bis unten schuppenartig überzogen. Diese werden mit milden Oelfarben angestrichen und fallen sehr freundlich ins Auge. Zumal die Wirthshäuser thun sich durch wohlhäbiges Aussehen hervor und glänzen durch breite Reihen heller Fensterscheiben, hinter welchen weiße oder rothe Vorhänge niederwallen. Ihre Schilder, mit Vorliebe der alte deutsche Reichsadler, hängen an langem, reichvergoldetem Eisenwerke verlockend in der Luft.

Wenn man nun allmälich von dem Alpenlande herabgefahren und dem Ziele des Landwegs nicht mehr fern ist, thut sich der Bodensee auf in seiner sonnigen Pracht, von hohen rhätischen Gebirgsstöcken auf einer Seite eingeschlossen und bewacht, von blühenden Städten und Städtchen allseitig umgeben, von volkreichen Dampfbooten und stillen fernen Segeln durchschnitten. Rebenhügel, Obstgärten, Landhäuser, Wald und Weide wechseln heiter mit einander. Ein angenehmer Luftzug säuselt durch die Landschaft. So oft man die Schönheit dieser Ansicht schon gelobt, so darf man sie doch immer wieder preisen.

In Lindau ist man mit diesem Jahrgang sehr zufrieden und alles dankt dem lieben Gott, daß er auch *Anno zweiundfünfzig* hat kommen lassen. Selbst von der

Traubenkrankheit hat man bisher nichts verspürt, und der Seewein scheint seinen Ruf unerschüttert erhalten zu sollen. Der Fremdenzug ist so stark, daß sich selbst die ältesten Leute eines ähnlichen nicht erinnern können. Der Herr Kronenwirth stellt zukunftselig einen Gasthof ersten Rangs an den Hafen hin. In letzterm selbst, dann auf der sogenannten Insel, einem ehemaligen Baumgarten auf dem Lindauer Eiland, sieht man Riesenbauten erstehen. Deßgleichen wird an dem Bahnhof mit großem Fleiß gearbeitet. Auch der steinerne Damm, der von da ans Festland hinausgelegt wird, ist seiner Vollendung nahe. An Größe der Ideen haben unsere Ingenieure die Römer schon erreicht, nur daß man jetzt noch nichts über die Dauer ihrer Werke sagen kann. Von der Eisenbahn, wenn sie einst von Hamburg und Danzig her unzählige Leute und Waarenballen an ihrem Städtchen absetzt, erwarten die Bürger Lindau's die Vollendung ihres Glücks. Zur Zeit brauche dasselbe aber noch eine behutsame Pflege, denn der Friedrichshafener Genius schlage auch gar mächtig seine Flügel. Einzige Sorge der Menschen auf dem bayerischen Eiland ist nur, daß die württembergische Betriebsamkeit nicht Siegerin bleibe. Sie erzählen mit bedenklichen Mienen, daß man im Nachbarlande die Reisenden mit solchen Aufmerksamkeiten und Schmeicheleien überhäufe, wie es anderswo gegen den reisenden Unterthanen gar nicht üblich sei. Daß man so etwas auch auf bayerischem Boden leisten könnte, scheint ihnen nicht recht möglich. Alles würde jedoch gewonnen sein, wenn man nur um ein paar Jahre voraus, wenn die Locomotiven nur vor zwei oder drei Jahren schon nach Lindau hineingerasselt wären. Ach hätte man doch,

so seufzte einer, in der vorigen großen Epoche statt jedes Capucinerklösterleins eine Eisenbahnstation gestiftet, wir brauchten die Württemberger nicht zu fürchten!

2.

Thusis (in Graubünden), 6. September. Wind und Wetter, Postwagen und Einspänner, auch etwas Fußgängerei haben mich bis nach Thusis, weit hinten in Graubünden, geführt, ehe ich über meine neue Reise durch die bekanntesten Gegenden Centraleuropa's weitere Nachricht geben konnte. Hier in dem alten rhätischen Nestlein will ich nun die Feder wieder ansetzen und etwas weiter schreiben.

Wir standen also im Hafen zu Lindau und erquickten uns wie früher an dem edlen Theergeruch, diesem Duft des Welthandels. Die Morgenstunde war etwas trübe; gleichwohl spiegelten sich die Seestädtchen anmuthig im schwäbischen Meere, welches unser bekannter Landtagsredner (Lasaulx) mehr unwahr als geistreich eine Pfütze nannte, obgleich sich eine ganz ansehnliche Binnenmarine darauf herumtummelt. Nach Bregenz konnte ich dießmal aber nicht gelangen, deßwegen auch dort meinen Paß nicht visiren lassen, was ich nur bemerken will, damit es nicht später Anstände gibt, wenn ich etwa bei Mals oder Finstermünz meinen Wanderstab auf tirolischen Boden setzen wollte. Als kleinen Ersatz für jenen Entgang nahm ich, während das Dampfboot nach Rorschach steuerte, die neueste Schrift des Herrn Lehrers Sebastian Kögl von Bregenz zur Hand, welche er mir freundlich zugesandt hat und der er nach einer vertrauten Mittheilung eine schöne Zukunft verspricht, wenn sie der Lesewelt mit geziemender Kraft empfohlen wird.

Sie führt den Titel „Hohenbregenz“, und ich entnahm aus ihr vor allem, daß man auf dem Gebhardsberge eine sehr schöne Aussicht hat. Den Namen empfing dieser Berg von dem heiligen Gebhard, der im zehnten Jahrhundert auf dem bischöflichen Stuhl von Constanz saß. Das ihm geweihte Kirchlein ist das letzte Ueberbleibsel des ehemals prächtigen Schlosses Hohenbregenz, welches die Schweden 1647 in die Luft sprengten. Auch will ich jedermann aufmerksam machen, daß der Bodensee zwischen Romanshorn und Friedrichshafen am tiefsten ist (964 Fuß) und daß ihn jetzt elf Dampfboote befahren, von denen noch keines verunglückte. Uebrigens bauen die Schweizer schon wiederum zwei neue.

In Rorschach hörte man noch viel reden von dem Kinderfest, das ein paar Tage vorher gefeiert worden war. Unter anderm stellte da die Jugend die Schlacht bei Morgarten dar. Wenn ich recht berichtet wurde, so sah man zuerst, wie die Eidgenossen einen Rath hielten über Kampf oder Unterwerfung. Nach herzhaften Reden wird beschlossen, den Tod für die Freiheit der Knechtschaft vorzuziehen. Nun erscheinen die Mädchen, beloben den hohen Sinn der Jünglinge und feuern sie zu muthigen Thaten an. Die Reisigen der Herzoge von Oesterreich rücken ins Feld und werden nach lebhaftem Handgemenge in die Flucht geschlagen. Zum Schlusse ziehen dann die Mädchen dem eidgenössischen Heerhaufen entgegen, bekränzen die jungen Sieger und betrauern singend die Gefallenen. Das Ganze soll einen eigenthümlich erhebenden Eindruck zurückgelassen haben. Die Schweizer sind in dem Stück fast beneidenswerth, daß ihre Geschichte, wenigstens nach ihren Haupt-

schlägen, dem Volke in guter Erinnerung geblieben ist. Auch haben sie viele schöne Tage, die sie feiern, die sie singen und malen können, ohne einander wehe zu thun. Wir in Deutschland draußen haben nur die Befreiungskriege, deren Hauptanstifter nachher der Mainzer Untersuchungscommission verfielen. Man weiß, wie sie ihre Vaterlandsliebe zu büßen hatten. Das soll einer singen und malen!

Ueber das heitere zierliche Aussehen der Stadt St. Gallen, über die Pracht der öffentlichen Gebäude und die freundlichen Manieren der Bewohner habe ich schon vor zwei Jahren mein Theil gesagt[1] und will mich daher nicht wiederholen. Durch die Gassen schlendernd blieb ich vor einer Kirche stehen, die jetzt aus weißen Steinen in gothischer Art neu hergestellt wird. Es ist die St. Lorenzen Kirche, reformirten Bekenntnisses, und wird sichtlich ein sehr ansehnlicher, schöner Bau.

Zu St. Gallen im Löwen traf ich den Fragmentisten wieder, der jetzt durch die Schweiz nach Genf hinwandern will, um alte Freunde zu sehen und seinen Ueberdruß an der Welt und an irdischen Dingen etwas zu mildern. Seit er hier als Flüchtling gelebt und mit seinem Steckbrief in der Tasche überall freundliche Aufnahme gefunden, ist er den St. Gallern sehr gewogen geblieben, wie er denn auch jetzt als vorüberziehender Gast von den Herren und Frauen dieser Stadt einer besondern Achtung und Auszeichnung gewürdigt wird. Um den Vormittag gut zu nützen, gingen wir in die Bibliothek der alten Abtei. Wie jeder weiß, ist diese Büchersammlung von dem heiligen

[1] Novellen und Schilderungen. Stuttgart. C. P. Scheitlin. S. 160 ff.

Gallus schon im siebenten Jahrhundert angelegt worden und es finden sich noch Stücke vor, die er selbst aus Hibernien mit herüber gebracht haben soll. Sehr angenehm überrascht es, daß diese Kleinodien dem Fremden mit artigster Bereitwilligkeit vorgelegt und ausgedeutet werden, während anderswo der Bibliothekar nur auf die hohen Rahmen deutet, von denen die ledernen Einbände mystisch herunterschauen. Indem wir einen solchen Codex des Priscian durchblätterten, wurde uns ein denkwürdiges Beispiel erzählt, wie der regsame Fleiß der neuern Zeit selbst die unbedeutendsten Abfälle des Alterthums zu sammeln und nutzbar zu machen weiß. In einigen dieser von irischen Mönchen gefertigten Handschriften finden sich nämlich hin und wieder Randglossen in einer bisher unverständlichen Schrift und Sprache. Man kümmerte sich deßwegen nicht viel darum, bis die Nachricht nach Britannien gelangte, worauf sich denn Herr Todd, ein Kenner der alten keltischen Sprachen, auf den Weg machte, um diese räthselhaften Noten zu untersuchen. Der gelehrte Mann war eben Tags vorher in der Bibliothek gewesen und hatte einen wunderlichen Fund erhoben. Es stellte sich nämlich heraus, daß die Mönchlein, wenn ihnen die Finger über den lateinischen Sentenzen müde geworden, in ihrer Muttersprache am Rande etliche geheime Stoßseufzer anbrachten, die niemand verstehen sollte, als sie selber und ihre Landsleute. So heißt es einmal im Priscian ungefähr: „Ein großes Gewitter steht am Himmel, und ich mag nicht mehr weiter schreiben; die Finger schmerzen mich.“ Oder auch: „Ich bin jetzt zu müde und mich hungert; auch muß ich einen Trunk thun, bevor ich weiter schreibe.“ Herr

Todd verzeichnete alle diese kleinen Sprüchlein und ging ganz vergnügt von dannen, überzeugt, daß er für die ältere Geschichte der keltischen Sprachen eine wichtige Entdeckung gemacht. [1]

Außerdem sahen wir auch Kaiser Karls des Großen Diptychon oder Brieftasche mit ihren schön geschnitzten Elfenbeindeckeln. Der Schnitzer war Tutilo, ein gleichzeitiger Mönch von St. Gallen, und das ganze Werk, als von höchster Wichtigkeit für die deutsche Kunstgeschichte, ist auch in den neuern Werken dieses Faches schon ausführlich besprochen worden. Ein kleines Büchlein, das dem heiligen Gallus selbst zugeschrieben wird, enthält eine kurze lateinisch-deutsche Wörtersammlung, die er sich angelegt haben soll, als er, ein Fremdling, die Landessprache seiner deutschen Katechumenen zu lernen bemüht war. Ferner wurde uns das Antiphonarium Papst Gregors des Großen vorgewiesen, Kirchengesänge mit den Notenzeichen des siebenten Jahrhunderts, welche indessen die Musikanten unserer Tage nicht mehr recht verstehen können. Nach diesem betrachteten wir den Plan, den ein Architekt Kaiser Ludwigs des Frommen für den Neubau der Kirche und der Abtei zu St. Gallen gezeichnet hat. Dieß ist ein großes Pergamentblatt, auf dem die Grundlinien mit rother Farbe eingetragen sind, alles sehr klar, und heutiges Tages so verständlich wie dazumal. Die Bestimmung, die er den einzelnen Theilen des Baues zugedacht, drückte der gelehrte Baumeister öfter durch lateinische Hexameter aus, die er

[1] Bekanntlich sind diese Sprüchlein und noch viele andere, anderswo gefundene, von Caspar Zeuß in seiner Grammatica celtica sehr gut verwerthet worden.

in die Zeichnung einschrieb. Nach diesem Plan ist denn auch das Münster und die Abtei im neunten Jahrhundert umgebaut worden, nur daß die Zufälligkeiten des Bodens, die der Architekt vielleicht wegen mangelnder Autopsie nicht berücksichtigt hatte, einige Aenderungen nothwendig machten. Uebrigens muß das Ganze, als es fertig war, einen labyrinthischen Anblick gewährt haben; der Plan ging nämlich darauf aus, eine Menge kleiner Häuser und Häuschen mit einander zu verbinden, so daß nicht allein die Wohnung des Abtes, die Zellen der Mönche, die verschiedenen Schulen ihr eigenes Dach hatten, sondern auch die Keller, die Vorrathshäuser, die Wohnungen der Knechte, die Ställe für Pferde, Rindvieh, Schafe u. s. w. Man will berechnet haben, daß in dem ganzen Umfang achtundfünfzig Giebel zu stehen kamen. Uebrigens ist im Laufe der Zeiten dieses alles — Stiftskirche, Abtei und Zugehör — so verändert worden, daß jetzt von dem Werk des alten kaiserlichen Hofbaumeisters kein Stein mehr auf dem andern steht. Welche reiche Schätze die St. Gallener Bibliothek im Gebiet der ältern deutschen Literatur enthält, ist den Gebildeten bekannt und wir unterlassen daher, näher auf dieselben einzugehen.

3.[1]

Der aufmerksame Leser erinnert sich vielleicht, daß wir uns im letzten Hauptstück noch auf der Bibliothek zu St. Gallen herumtrieben. Es sei mir nun erlaubt, noch nachträglich zu bemerken, daß eine Sache, die dort als neu

[1] Die nun folgenden Abschnitte sind nicht mehr auf der Reise, sondern nach der Heimkehr in München geschrieben worden.

und unbekannt und zwar nur flüchtig erwähnt worden, bereits anderswo eine ausführliche Besprechung erhalten hat. Wie ich nämlich seitdem in München erfuhr, hat über die Bilder und Schriftzüge in den irischen Manuscripten der schweizerischen Bibliotheken Dr. Ferdinand Keller eine sehr gründliche Untersuchung gepflogen und das Ergebniß dieses Jahr in den „Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich" veröffentlicht. Uebrigens geht daraus hervor, daß der Ursprung jener uralten Bücher gleichwohl noch im Dunkeln liegt, da man nicht weiß, ob sie als Geschenke aus dem fernen Irland hergesandt oder in St. Gallen selbst von irischen Mönchen geschrieben worden seien. Solche Fremdlinge fanden sich wirklich bis zum zwölften Jahrhundert in dem Stift, obwohl sie, wie es scheint, von ihren deutschen Brüdern nicht gern gesehen wurden. Sie übten mit vielem Fleiße Musik auf Harfen und Pfeifen, auch einige andere freie Künste, wie Architektur, und etliche waren selbst mit der griechischen Sprache vertraut. Nicht minder beflissen waren sie der Schönschreibekunst, wie denn schon an einem Abt von Inniskeltra, der im Jahr 587 starb, diese Geschicklichkeit gerühmt wird. Die Ornamente und die Figuren, die sie zeichneten, athmeten aber einen eignen Geist. Was letztere betrifft, so sind sie eines gespensterhaften barbarischen Ansehens, während die Verzierungen, nach Dr. Waagen, „einen so richtigen architektonischen Sinn der Eintheilung, einen so großen Reichthum schöner und eigenthümlicher Motive, einen so gewählten Geschmack in der Zusammenstellung der Farben, endlich eine so seltene technische Vollendung verrathen, daß man sich zur größten Bewunderung hingerissen fühlt."

Die Mannichfaltigkeit dieser Formen, behauptet man ferner, in ihrer üppigen, oft schwülstigen, mitunter auch ungemein zarten und lieblichen Entfaltung könne unmöglich die Schöpfung einer Phantasie sein, welche sich in den Erscheinungen unfreundlicher Natur, wie sie im Norden Irlands sich offenbare, genährt und bewegt habe. Sie müsse aus dem Orient stammen, aus Aegypten, wo ähnliches, ja gleiches gefunden werde. In der That hat man auch Nachrichten, daß ägyptische Mönche schon in den ersten Zeiten der Christenheit nach Irland gekommen sind; ja selbst die ursprüngliche Einrichtung der irischen Klöster war ganz genau nach dem Muster der ägyptischen angelegt und sogar das orientalische Höhlenleben ward von irischen Asceten damals nachgeahmt. Dieser Styl der Ornamentik aber, der sich durch sein phantastisches Wesen der Sinnesweise des Mittelalters dringend empfahl, gewann dann später im ganzen Abendlande großen, deutlich zu ersehenden Einfluß.

So viel von den alten irischen Büchern in der Bibliothek zu St. Gallen. Mein nächstes Reiseziel war nun aber, über die appenzellischen Länder in das Rheinthal hinunter zu steigen. Unter verschiedenen Wegen wählte ich freilich nicht den über Appenzell, der wohl der anziehendste sein mag, sondern der Kürze wegen den nächsten über Speicher und Trogen nach Altstätten.

Es ist vielleicht kein schlechter Brauch, ehe man ein Land betritt, die Geschichte desselben an sich vorübergehen zu lassen. Zu diesem Zweck ist hier die „Geschichte des appenzellischen Volkes“ sehr dienlich, welche Herr Johann Caspar Zellweger mühsam und fleißig, aber freilich auch sehr wärmefrei geschrieben hat. Er selbst erzählt in der

Vorrede, daß seine Erziehung ganz auf die Kaufmannschaft berechnet gewesen und er bis ins schöne Alter von vierzig Jahren bei diesem Stand geblieben sei. Dann überfiel ihn ein Siechthum, welches ihn acht Jahre lang gefangen hielt, und erst nach diesem Vorleben machte er sich auf, die Geschichte seines Volkes zu schreiben. Bald fühlte er aber, daß er ohne Kenntniß des Lateinischen nicht vorwärts kommen könne, nahm also einen Lehrer in dieser Sprache und begann dann endlich sein Geschichtswerk aus den Urkunden zusammen zu tragen.

Die Landschaft Appenzell hat keine classischen Alterthümer, keinen Säulenstumpf, keine Mosaikböden, keine Tempelruinen. Die Gegenden an der Aar und am Rhein waren schon in römischer Ueppigkeit erblüht, als hier noch alles waldfinster war und im unbetretenen Hochforst die Bären und Auerochsen entsetzlich brüllten. Nach der Völkerwanderung finden wir hier allmählich ein stilles, spärlich bewohntes Alpenland.

Im ersten Jahrtausend unserer Zeitrechnung weiß selbst Johann Caspar Zellweger, außer einigen Schenkungen an die Gotteshäuser, nichts vorzubringen als allgemeine Berichte über Verfassung und Verwaltung Alemanniens und des fränkischen Reiches.

Diese Oede unterbrechen nur einmal sehr malerisch die Saracenen in Appenzell (nebenbei ein hübscher Titel für eine romantische Oper). In Wahrheit nämlich kamen im Jahr 954 versprengte arabische Haufen über Rhätien herauf und durch den alemannischen Urwald über Appenzell bis auf die Bernegg oberhalb St. Galli Kloster. Von dort schossen sie aus rechtgläubigem Fanatismus mit ihren Pfeilen

auf eine christliche Procession, welche andächtig vorbeiwandelte, wurden aber dann eben deßwegen in Appenzell für immer ausgerottet. [1]

Nach und nach treten die Häupter der Aebte zu St. Gallen kennbarer hervor aus dem Dunkel uralter Vergangenheit, nicht allemal zu ihrem Vortheil, da gar viele stark befangen waren in den Unsitten ihrer Zeit, rauf- und saufluftig, fast beständig im Sattel und in Span bald mit Kaiser und Reich, bald mit dem Stift zu Constanz oder dem zu Chur, mit den armen Hirten auf der Alm oder mit dem stolzen Adel um den Rhein.

Der Appenzeller wird in diesen Zeitläuften anfangs freilich nicht gedacht, allein da sie zumeist des Gotteshauses Zinsleute und Hörige waren, so nimmt man an, daß sie die wenigen Freuden jener Tage mitgenossen, dagegen auch die schweren Nöthen sämmtlich miterlitten haben. Die

[1] Die Araber hatten damals (seit 891) ein Hauptquartier in der Provence, auf der Veste Frayssinet. Sie zogen von dort aus plündernd weit umher und setzten sich sogar in einigen Burgen der südlichen Alpen, in Savoien und Wallis, fest, wo sie sich gegen hundert Jahre behaupteten. Von dorther wird auch der Einfall ins Appenzeller Ländchen ausgegangen sein. (S. der Einfall der Saracenen in die Schweiz um die Mitte des X. Jahrhunderts. Von Dr. Ferdinand Keller — in den Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich. XI. Band.) In Wallis finden sich sogar Ortsnamen, die man aus dem Arabischen erklären will, wie Almagell, Alalain, Mischabel. Letzteres soll „die Löwin mit ihren Jungen" bedeuten, was auch der Form des Mischabelgebirges entspreche, da dieses sich als eine Gruppe mit mehreren Spitzen darstelle. Eben deßwegen würde ich lieber aus dem Churwälschen erklären: musohna bella = der schöne Haufen. Pontresina am Bernina heißt in früheren Urkunden Ponte sarasino. Ein Aufsatz im „Ausland" (Nr. 3. 1873) zieht sogar den Dorfnamen Arraba aus dem fernen tirolischen Buchenstein herbei.

damalige Dämmerung wird nur einmal, vielleicht auf einen halben Tag, durch einen hohen, welthistorischen Wanderer erhellt. Friedrich von Hohenstaufen (II.) kam nämlich im Jahre 1212 dieses Wegs, als er von den deutschen Fürsten aus Sicilien berufen worden. Er war über den Julierberg und die Stadt Chur nach Altstätten gezogen, stieg von da über den Ruppen ins Appenzellerland hinauf und ritt über Trogen, Speicher und Vögeliseck ungefährdet nach St. Gallen hinunter.

Eigentlich hebt aber die Geschichte der Appenzeller auf ihren eigenen Namen im Jahr 1378 an, wo die „Reichsländlein" Appenzell, Hundwyl, Urnäsch, Teuffen und Gais sich mit den schwäbischen Reichsstädten verbündeten und diese ihnen eine Verfassung gaben. Recht lebendig wird es gleichwohl auf diesen Berghalden erst mit dem Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts. Die Alpendörfchen treten plötzlich mit großer weltlicher Rührigkeit aus dem Stande einer verborgenen Unschuld, so daß ihre Namen bald auf allen Seiten der Landesgeschichte wimmeln. Zu zwei und drei verbünden sie sich zu Schutz und Trutz gegen das Haus Oesterreich, gegen den Abt von St. Gallen, suchen ein drittes, ein viertes Oertchen in die Genossenschaft zu bringen, schicken dann ihre Boten zu den ältern Eidgenossen am Vierwaldstättersee und zeigen sich überhaupt in jeder Weise geschäftig.

So spielten diese kleinen Ansiedelungen eine Rolle wie sie in größeren landesfürstlichen Territorien nicht einmal die bedeutenderen Städte bethätigen konnten. Da man überhaupt mit etlichen hundert Mann die schönsten Entscheidungsschlachten schlug, so war eines Dörfleins kleine

Mannschaft als Zuzug von eben so viel Gewicht, als wenn zu unserer Zeit ein berühmter Feldmarschall mit mehreren Divisionen zu dem Hauptcorps stößt. Jeder einzelne stand so zu sagen für zehn, und es ist daher nicht zu verwundern, wenn die Chronisten die Namen aller Gefallenen verzeichnen, so daß man jetzt nach mehr als vierhundert Jahren noch jeden der Edlen kennt, die damals den Tod fürs Vaterland gestorben. Verschiedene Händel mit dem Abt führten übrigens dazumal zu einem Schiedsgericht, in welchem sechs oberschwäbische Bürgermeister den Spruch thaten, daß nicht nur der Bund der Ländlein mit der Stadt St. Gallen, sondern auch jeder andere Bund, auch derjenige unter ihnen selbst, endlich sogar das Recht, künftig Bündnisse zu schließen, todt und ab sein solle.

Durch diesen Spruch, der die Appenzeller mit Leib und Leben in die Hände des Abtes gab, wurde aber das Hirtenland ein Vulcan, der sechs Jahre lang lauter Freiheitshelden ausspie und die Länder vom Bodensee bis an die Etsch erschütterte.

Jetzt begann also die Aristeia, die Heldenzeit des Ammanns und der Landleute zu Appenzell, wie sie sich damals zum erstenmal nannten. Hülfe hatten sie wenig, aber viel gute Freunde im Lande zu Schwyz, vor allem den gewaltigen Ital Reding, der eigentlich ihre heimliche Obrigkeit war. In wenigen Tagen waren die wenigen Schlösser im Lande verbrannt, und im Mai 1403 schlugen sie die Heerhaufen der Seestädte, die jetzt ihre Feinde geworden, bei Vögelisegg aufs Haupt — die erste Schlacht auf eigenem Boden. In ihrer Siegesfreude legten sie sich nun des Kaisers Blutbann bei und schlossen mit Ulrich Stuffater, der als Dieb

in Haft zu Urnäsch saß, einen Vertrag, kraft dessen er sich gegen seine Freilassung verpflichtete, ihr Henker zu sein und unentgeltlich zu hängen, zu ertränken und den Kopf abzuschlagen, wem sie es gebieten würden. Herzog Friedrich mit der leeren Tasche von Tirol, der auch ausgezogen war, die Appenzeller zu bändigen, erhielt einen Stoß nach dem andern. Graf Rudolf von Werdenberg, der ein Demokrat geworden, führte dabei die Hochländer, die im nächsten Jahre von ihren Bergen ins Rheinthal hinunterstiegen und überall die Bauern in ihre Eidgenossenschaft, in ihren „Bund ob dem See" aufnahmen, den ganzen Wallgau, den Bregenzerwald und die Walserthäler. Nur mit der Stadt Bludenz war's noch nicht im reinen, bis ihr Herr, Graf Albrecht von Werdenberg, also zu seinen Unterthanen sprach: „Lieben Fründ! Diewil ich sieh daß jedermann im Bund ist, so müssen ich und ir also under inen verderben, und was hülf mich üwer Verderben? Ich sag üch ledig aller Gelüpt und Aid so ir mir verpflicht sind, und tund wie ander Lüt, das sol üch an üweren Aiden unschädlich sin und helft mir darvon." So handelte der edle Fürst, um seine lieben Unterthanen in keine Verlegenheit zu bringen, worauf sie ihn mit gutem Geleit nach Rothenfels führten und selbst in den Bund ob dem See traten.

Im Jahr 1407 kamen die Appenzeller wieder über den Rhein, brannten Montfort und andere Schlösser nieder, stiegen über den Arlberg und eilten an der Rosanna hinunter gegen Imst, wo sie das Banner von Tirol eroberten und eine vielbeschrieene Fahne mit der Inschrift Cento diavoli, die noch zu Appenzell gezeigt wird. Auch nach Reute im Lechthal und nach Immenstadt zogen die jungen Freiheits-

schwärmer, konnten aber letztern Ort nicht einnehmen. Unterwegs waren die Stanzer-, die Lechthaler und die Paznauner in den Bund aufgenommen worden. So war der künftige Kanton Vorarlberg in seinen Umrissen schon fertig und Zellweger sagt wohl mit Wahrheit, wenn der Bund ob dem See sich erhalten und mit dem eidgenössischen vereinigt hätte, so würde dieser wegen Gleichheit der Sprache und der Sitten durch solche Erweiterung sicherlich mehr an innerer Kraft gewonnen haben, als durch den spätern (wälschen) Zuwachs gegen Abend und Mittag.

Während ganz Schwaben über die erhaltenen Schläge trauerte, saß Abt Kuno trostlos zu St. Gallen, ohne Brod für die zwei Mönche, die noch bei ihm geblieben. Vierundsechzig Schlösser waren auf jenen Fahrten eingenommen, dreißig verbrannt worden. Es läßt sich denken, daß die Ritterschaft den Siegeslauf der Bauern sehr übel vermerkte und in ihrem Zorn auf Rache sann. Und bald erschien auch ein Tag hiefür, nämlich im kalten Winter, der jetzt kam, wo die Appenzeller vor Bregenz, das sie belagerten, bei nächtlicher Weile überfallen und mit Verlust von achtzig Mann in die Flucht geschlagen wurden. Herr Beringer von Landenberg rief damals seinen Gesellen mit lauter Stimme zu: „Woluf, lönd üs inen nachziehen und Wib und Kind erschlagen, damit kein Zucht noch Samen mer von ihnen entspring ze Verderbnuß des Adels.“ Gleichwohl hatte niemand Lust, ihnen in die Berge zu folgen.

Mit diesem Unfall legte sich aber auch der Sturm und Drang in den tapfern Hirten. Sie erkannten wohl, daß sie ihre Eroberungen nicht zu halten vermöchten und fügten sich dem Urtheil, das König Ruprecht im nächsten April zu

Constanz sprach. Die Bünde, welche die Appenzeller errichtet hatten, sollten nach diesem Bescheide aufgehoben und alle Städte, Schlösser und Leute ihren frühern Herren wieder zugestellt werden; die Herren sollten es aber ihre Leute nicht entgelten lassen, daß sie in dem Bund gewesen. Dadurch ward auf milde und weise Art allen lästigen Hochverrathsprocessen vorgebeugt — ein beachtenswerthes Beispiel auch für unsere Zeit, wo man aus dem Mittelalter so viel verfaulte Albernheiten herauszieht und zur Bewunderung ausstellt, während man auf manches andere, was eher nachzuahmen wäre, nicht aufmerksam zu machen wagt. Herzog Friedrich von Oesterreich mußte auch nach des Königs Spruch allen seinen Unterthanen, die in dem Bunde gewesen, ihre alten Freiheiten wieder bestätigen, damit sie keinen Anlaß hätten, ferner eine Neuerung zu versuchen. Und die Bürger von Bludenz sandten, als der Bund gelöst war, ihre Boten nach Rothenfels, um ihren lieben Grafen Albrecht von Werdenberg wieder abzuholen. „Freundlich begleiteten sie ihn auf sein Schloß, und schenkten ihm Rindfleisch, Käse und Butter, damit er seine Haushaltung wieder einrichten könne."

Eine eigene Figur spielt in diesen Zeitläuften der Kirchenbann, den die Bischöfe beim Angang der Fehde als geistliches Wurfgeschoß zu schleudern nie vergaßen. Sowie aber nach dem Frieden die feindlichen Kriegsherrn ihre Völker zurückführen, ziehen die Kirchenfürsten auch ihren Bannstrahl wieder ein und man liest keine Klage, daß er je einem Betroffenen weh gethan.

„Von jener Zeit an, sagt aber Dr. Rüsch, sahen die Appenzeller ein, daß sie auf alle Eroberungen und die

Beglückung der Völker durch die Freiheit verzichten und mit der Unabhängigkeit inner der Gränzen des Landes zufrieden sein müßten." Der Kriegsthaten müde suchten sie nun mit den sieben ältern Orten in Landrecht zu treten, was ihnen 1411 auch gewährt ward, doch so, daß sie gleichsam unter Vormundschaft der ältern und weisern Eidgenossen gestellt wurden. „Es erhellt deutlich, sagt Zellweger, daß die Eidgenossen besorgten, durch die Folgen der frühern wilden Fehden der Appenzeller, durch die Gewöhnung an Müßiggang, Raub und Mord, durch ihren Ungehorsam gegen die eigene Obrigkeit und die wenige Fähigkeit dieser Obrigkeit sich Achtung zu verschaffen, in Verwickelungen gebracht zu werden." Doch hielten sich jene von dieser Zeit an so ordentlich, daß sie 1452 als „zugewandter Ort" aufgenommen wurden, worauf dann, nach mancherlei Verdiensten, besonders im Schwabenkrieg, 1513 der Eintritt in die Eidgenossenschaft als dreizehnter und letzter Ort geschah.

Uebersieht man die ganze Geschichte der Appenzeller von ihrem ersten Auftreten bis ins sechzehnte Jahrhundert, so muß man gleichwohl in Betracht der Sitten zugestehen, daß, abgesehen von Tapferkeit und einer für uns ganz unanwendbaren Freiheitsliebe, auch hier, obwohl in einem Alpenlande, jene Muster von Frömmigkeit, Mäßigkeit, Ehrbarkeit, Redlichkeit nicht gefunden werden, als deren wahre Heimath uns das Mittelalter oft bezeichnet wird. Auch Herr Zellweger scheint dieser Ansicht zu seyn, und tröstet uns mit der Betrachtung, daß die immer und überall regen Leidenschaften der Menschen stets Böses hervorbringen, das bald mehr in der einen, bald mehr in der andern Gestalt hervortrete, aber auch immer den Keim des

Bessern in sich trage, so daß, obschon es oft scheine, alles Gute müsse untergehen, die Menschheit doch einer Vervollkommnung entgegengehe, die vollends sichtbar werde, wenn man die Zustände verschiedener Jahrtausende ins Auge fasse. Uebrigens gab es damals auch Jahrgänge wo von allen Mönchen in St. Gallen nicht Einer lesen konnte — ein Wink für Herrn Professor H**, der die angebliche Unwissenheit des Mittelalters noch immer nicht hat finden können, und vielleicht der Meinung ist, die damaligen Liebige, Schönlein und Savigny hätten ihre Sachen nur nicht drucken lassen.

Die Reformation spaltete das ohnedies so kleine Land noch in zwei Theile — die innern Rhoden mit dem alten Hauptflecken Appenzell blieben katholisch, die äußern wurden reformirt. Daraus entstand langer Zank und Haß, viele Gewaltthätigkeit, manche tragische Geschichte. Während aber Außer-Rhoden sich allmälich dem Gewerbfleiß zuwendete, blieb Inner-Rhoden bei der Viehzucht stehen. Aus diesem Umstande und der eben erwähnten Glaubensspaltung schreibt sich der auffallende Unterschied der beiden Landestheile her.

Auch das vorige Jahrhundert zeigt in Appenzell fast durchgängig eine düstere widerwärtige Physiognomie. Die Leidenschaften erscheinen noch in der alten alpenhaften Wildheit, während ein gewissenloser Bauernehrgeiz an die Stelle der alten Vaterlandsliebe getreten war. Es sind mitunter schlimme Zeiten völliger Pöbelherrschaft vorübergegangen, auf welche ein arger Despotismus folgte, so daß auch hier die Anarchie nicht jene erfreulichen Wirkungen gebar, welche ihr einige Politiker der Gegenwart

beizulegen pflegen. Man glaubt überhaupt zu finden, daß zu dieser Freiheit, um sie human zu machen, noch ein anderes hinzukommen mußte, was erst die neuere Zeit hinzuthun konnte, nämlich die Bildung. Ein Appenzeller freilich, wenn er die Ungebührlichkeiten seiner Rococozeit mit den Geschichten des vorigen Jahrhunderts im übrigen Abendland vergleicht, braucht auch nicht zu erröthen. Am Ende, kann er sich denken, ist doch die Hauptfrage: how it works, und da wird der unbefangene Beobachter gar keine ungünstige Antwort geben, wenn er z. B. von St. Gallen über Vögeliseck auf schöner kunstreich angelegter Bergstraße in das Ländchen einzieht und allenthalben Blüthe und Gedeihen, Wohlstand und Glanz gewahrt.

Was die Straßen betrifft, ist die Schweiz überhaupt das erste Land auf dem Continent. Wie mannichfaltig ist auch dieses Appenzeller Gebiet über Berg und Thal, über Stock und Stein mit angenehmen Fahrwegen durchschnitten! Die Feilenbacher Straße, die von Aibling her nach Fischbachau und Bayrisch-Zell, was eigentlich unser bayerisches Appenzell, hinauf und hinunter führt, ist damit zur Zeit noch gar nicht zu vergleichen, ebenso wenig die k. k. Vicinalstraße durch das „Landel" und die Thiersee. Auf allen jenen Straßen rollen aber einmal, zweimal des Tages höchst bequeme, sammetgepolsterte Postwagen hin und her, hinaufreichend bis zu den höchsten Bergflecken. Wer von Müdigkeit unterwegs überfallen wird, kann gleich auf der Straße einsteigen, so weit es noch Platz gibt.

Ich habe mich hier dieser Anstalt für eine ziemliche Strecke selbst bedient und zwar zu meiner großen Bequemlichkeit, wobei ich mich wehmüthig an die mancherlei

Hindernisse und die zahlreichen Formalitäten erinnerte, mit denen man in meinem lieben Vaterland den Genuß der Post so sehr zu erschweren sucht. Namentlich fiel mir ein, daß ich kurz vorher auf der Dachduerstraße mit einem leeren Omnibus zusammengetroffen war und gleichwohl nicht einsteigen durfte, weil mir es der Postillon als Uneingeschriebenem nicht erlauben konnte, wogegen er mir jedoch die Zeit, da er nicht schneller fuhr als ich ging, vom Bocke herunter durch angenehmes Gespräch, mitunter auch durch ein Stücklein auf seinem Posthorn bestens zu verkürzen suchte, bis wir endlich mit einander die Station erreicht hatten. Ganz anders der Appenzeller Conducteur, der nicht von ferne daran dachte, mich abzuweisen, sondern vielmehr den wegemüden Wanderer selbst gar freundlich einlud, von seinem Wagen Gebrauch zu machen!

Auch das Wirthshauswesen ist sehr heimlich eingerichtet. Es herrscht da um den Bodensee herum noch nicht die Pracht der großen Hôtels für weltfahrende Fürsten und Börsenkönige wie in der westlichen Schweiz, sondern die trauliche, reinliche Bequemlichkeit, wie sie der wanderlustige Staatsbürger mittlerer Ordnung am liebsten findet. Die Häuser sind schmuck und heiter, die Zimmer schön getäfelt und hell, Geschirr und Wäsche sehr reinlich, die Verpflegung biderb und nahrhaft, das Benehmen der Wirthsleute anständig, liebreich und gefällig. Ich möchte nun gern sagen können, auf der Post zu Holzkirchen sei's gerade so reinlich wie im Hirschen zu Rorschach oder auf der Post zu Peiß sei die Bedienung so freundlich und die Zeche so billig wie im Hecht zu St. Gallen, oder auf der Post zu Füßen oder im Leuthaus oder Neuhaus zu Berchtesgaden sei alles so

trefflich eingerichtet wie im Löwen zu Herisau, d. h. ich möchte es gerne sagen, wenn ich könnte und nicht vielmehr behaupten müßte, daß man in manchen besuchten Herbergen auf unserm Lande, auch in solchen, die gar nicht weit von der Capitale liegen, eine Gaststube findet, die sehr übel riecht, eine Hausfrau, die mit blutiger Schürze servirt, eine Stallmagd, welche am Ofen Kuttelflecke wäscht, einen Hausknecht, der die Strümpfe wechselt, einen Gemeindevorsteher, der sich den Bart abnehmen läßt und dazu brummende, wortfaule Dienstleute, denen nichts zuwiderer zu sein scheint als ein neuer Gast.

Es wäre wirklich zu wünschen, daß sobald nur immer möglich ein reicher Patriot wieder, wie in der Vorzeit, etwas für Pilgerherbergen thäte und etwa eine Erziehungsanstalt für junge Wirthinnen stiftete, wenn nicht ungefähr die Regierung selbst Staatsstipendien aussetzen will für reisende Posthalterinnen, damit sie in der Fremde lernen, daß man eine recht brave, fromme, altbayerische Hausfrau und nebenbei doch freundlich, emsig und reinlich sein kann, und daß man das am letzten braucht was den meisten am ersten eingeht, nämlich theure Zechen zu machen. Um indessen kein Verdienst zu kränken, erwähne ich gern, daß wir namentlich im Oberlande Bayerns schon etliche recht lobenswerthe Anstalten haben, welche ich vielleicht demnächst namhaft machen werde.

Der unbefangene Beobachter also, wenn er z. B. von St. Gallen gegen Vögeliseck hinaufzieht auf schöner kunstreich angelegter Bergstraße, wird einen sehr erfreulichen Anblick erleben sobald er auf der Höhe angelangt ist und da einen guten Theil der äußern Rhoden übersieht. Es

breiten sich dieselben über grüne, durch tiefe buschige Thäler zerschnittene Berge hin, die rückwärts zum riesigen Alpstein ansteigen. Auf den fetten Weiden liegen unzählige Hütten und Häuser, bald durch die Fluren hingesäet, bald in größeren Haufen um eine Kirche gesammelt. Die Häuser, zum mehrern Theil von Holz, sauber angestrichen, haben oft zwei, drei Stockwerke, viele helle Fenster, schöne Vorhänge dazu und weitherausragende Giebeldächer. Vor den Thüren sind Treppen, Trottoirs von Quadersteinen, schön bemalte Ruhebänke, kleine mit bunten Blumen geschmückte Ziergärten. Trogen zumal thut sich hervor durch seine reinliche Schönheit als der Hauptort der äußern Rhoden. Dort auf der freien Gasse vor dem hohen steinernen Rathhause werden die Landsgemeinden gehalten. Nicht weit davon ist das stattliche Pfarrhaus mit der Gemeindebibliothek, Statthalter Zellwegers Haus mit einem prächtigen Bibliotheksaal und die Wohnung Johann Caspar Zellwegers, des Geschichtschreibers, der ebenfalls eine schöne Büchersammlung besitzt. Auch Buchdruckereien finden sich, Schul-, Waisen- und Armenhäuser, Fabriken und andere Zeichen des Gewerbfleißes. Fragt man nach den nächsten Ursachen dieses Flors, so heißt es der Leinwandhandel habe den ersten Grund dazu gelegt. Jetzt kommt wohl der Haupterwerb aus der Musselinweberei und der Stickarbeit, für welche aber, wie wir wissen, viele hundert weibliche Hände auch in Vorarlberg und im Allgäu beschäftigt sind. Bei der Weltausstellung in London sollen die Stickereien, die die Appenzeller vorgelegt, ohne ihres Gleichen gewesen seyn. Nebenbei wird natürlich auch die Viehzucht nicht vernachlässigt.

Außer Weben und Sticken und einem Gemeinsinn, der sich durch großartige Schankungen und Vermächtnisse, nicht sowohl für fromme als für nützliche Stiftungen bethätigte, scheint aber zur Blüthe von Trogen noch ein anderes sonderbares Mittel beigetragen zu haben. Als der Ort nämlich nach dem Franzosen-Kriege durch den Sturz einiger Handelshäuser sehr in Verfall gerathen, soll er sich nach Dr. Gabriel Rüschens Angabe namentlich durch — „sorgsame Pflege der Musen" wieder gehoben haben. Seltsames Heilverfahren, um verfallene Orte wieder in die Höhe zu bringen, diese „Pflege der Musen" und höchst wahrscheinlich nur auf appenzellische Dörfer anwendbar, da es jetzt viele bei uns dem Landesherrn so übel nehmen, daß er der Hauptstadt etwas geistige Stärkung aus dem „Gesammtvaterlande" zuzuführen sucht. Daß aber die Appenzeller Landleute in aller Wahrheit auf Pflege der Musen etwas halten, kann man vielleicht aus den Lehrergesellschaften abnehmen, die sich in allen außerrhodischen Dörfern finden. Als der schönste Ort im Gebiete gilt übrigens Heiden, nach seinem Brand vor vierzehn Jahren wieder glorreich auferstanden, in meisterhafter Lage über dem Bodensee, mit weiter Fernsicht begabt. Auch bei Vögeliseck hat man bekanntlich eine wunderschöne Gelegenheit über Wasser und Land ins deutsche Reich hinein zu schauen; ich will aber diesen Genuß nicht näher beschreiben.

Uebrigens zählt Außerrhoden vier Quadratmeilen und 44,000 Einwohner, und gehört so zu den volkreichsten Gegenden Europa's.

4.

Altstätten ist ein freundliches, gut gebautes Städtchen, enthält aber keine andere Merkwürdigkeit, als eine große paritätische Kirche, in welcher die zwei feindlichen Hälften der Religion der Liebe schon viele Jahre ihren Gott verehren, ohne handgemein zu werden. Von hier gedachte ich das Rheinthal zu Fuß hinauf zu wandern, aber dieses Vorhaben ist ganz mißlungen. Als ich nämlich aus dem Stadtwald von Obstbäumen ins Freie trat und die Straße vor mir sah, wie sie in der Mittagshitze durchs flache sumpfige Thal, baumlos, schattenfrei und schnurgerade dahin lief und als gelbes Fädchen in einem fernen Dörfchen verschwand, da kehrte ich erschreckt wieder zu den drei Königen zurück, bei denen ich über Nacht gewesen, und wartete geduldig auf den Postwagen, der nicht mehr lange ausblieb.

Das Rheinthal ist zwar schön und großartig — hüben die Appenzeller Berge, drüben die Alpen von Vorarlberg — aber bis gegen Sargans hin bietet sich wenig Wechsel dar. Die niedern feuchten Auen zeigen, daß einst der Bodensee noch viele Stunden weit hereinlangte. Die hölzernen Häuser verrathen gerade keinen besondern Wohlstand. An den niedern Bergseiten ziehen sich Rebengelände hin, auf den Anhöhen stehen verfallene Burgen —

Verfallene Burgen, deren Namen nicht leicht zu erfragen, denn der Conducteur schüttelt immer schwermüthig den Kopf, wenn er sie nennen soll. Und doch war das ganze Rheinthal auf und ab vor vier- und fünfhundert Jahren noch wie ein grünbehangener Turnierplatz für die rauhen Spiele

der rhätischen und allemannischen Ritterschaft. Wie zogen damals die Fähnlein wohl über den Rhein, herum, hinum, wie rannten die Boten auf und ab mit den Fehdebriefen, Mordbrenner hinterdrein und jammerndes Bauernvolk; dort ein Haufen Reisiger im Riedgras des Rheins, da im Weinberg die Landleute versteckt mit ihren Morgensternen. Im breiten Thal an manchem Tage Schlachtruf und Schwerterschlag und manche Nacht erhellt von den brennenden Giebeln der erstürmten Vesten. Auch Friedensschlüsse kamen vor, feierliche „Richtungen," Brautfahrten und andere Hochgeziten. So trieben sie etliche Jahrhunderte lang mit großem Glanz ihr Wesen, viele mindere Geschlechter, die da auftauchten und versanken, ohne daß man weiß wann und wo, darunter aber auch manche zu ihrer Zeit berühmte Namen, wie die Herren von Sax zu Hohensax und zu Monsax, die Freiherren von Vatz und zu Rhäzüns, die Ritter von Ems zu Hohenems, die Toggenburger zu Feldkirch und im Prättigau und vor allem die Grafen von Montfort von der weißen, der rothen und der schwarzen Fahne, zu Werdenberg und Sargans, zu Feldkirch, Bludenz, zu Bregenz, Tettnang und Heiligenberg. Es ist kein Zweifel, daß sie alle sich für sehr unentbehrlich angesehen, für Stützen der Weltordnung Gottes. Jetzt wünscht sie gleichwohl niemand mehr zurück, niemand vermißt sie — ihre Namen sind verschollen, ihre Burgen verfallen, ihre Grabsteine zertreten. Nur die Tumben von Neuburg bestehen noch, die ihre Veste am Rhein schon 1363 an Herzog Rudolf von Oesterreich verkauft — die erste Herrschaft, welche die Habsburger in Vorarlberg erwarben — und dann nach Schwaben auswanderten, wo sie das

Marschallamt im Herzogthum Wirtenberg überkamen. Einer der edeln Enkel lebt jetzt zu München, ein Mann von fröhlichem und biederm Wesen.

Tiefer drinnen im Rheinthal, bei Werdenberg und Sargans, rücken die Gebirge auf beiden Seiten mehr an den Strom heran; damit kommen auch die alten Schlösser näher, die beiden Städtchen mit ihren montfortischen Vesten bieten annehmbare Veduten — kurz es gibt mehr zu schauen. Ragatz schien voll von englischen Gästen, die jetzt am einbrechenden Abend von verschiedenen Ausflügen, von Jagd und Fischfang heimkehrten. In Zizers war gerade noch so viel Dämmerung, um Beobachtungen über diese große, aber armselige Ortschaft anstellen zu können. Das sieht aus wie ein eingebrochener Kalkschrofen, so zerklüftet und zerfallen. Es ist mir früher bei mancherlei Fahrten im Gebirge nie so klar wie dießmal geworden, welch scharfen ethnographischen Unterschied der Bau der Wohnhäuser bezeichne. Die germanischen Einwanderer haben ihre ersten Hütten aus dem Wald herausgezimmert und sind bei dieser Uebung geblieben bis auf den heutigen Tag. Thür und Fenster gegen die Gasse, ein Geländergang um den ersten Stock, ein vorspringendes Dach, das Ganze reinlich und in gutem Stand gehalten — so hat sich der Landmann an den Ausläufern der Alpen im bayerischen Gebirge seine Wohnung zugerichtet, so in den Thälern von Nordtirol und in der deutschen Schweiz. Der Typus bleibt der Hauptsache nach derselbe, nur daß Wohlhabenheit und Geschmack die äußere und innere Ausstattung da und dort bis zur höchsten Zierlichkeit gebracht. Dagegen sind die Niederlassungen der Romanen, der ehemaligen wie der

heutigen, hier am Rhein wie an der Etsch und am Eisack, an den steinernen Häusern zu erkennen. Auch daß die Dörfer gepflastert sind, scheint eine durchgehende Eigenthümlichkeit. Was aber die steinernen Häuser betrifft, so haben sie allenthalben im romanischen Gebirge — etliche besonders reiche Thäler wie Engadin, Gröden u. s. w. abgerechnet — ein verkommenes, verfallenes Aussehen. Stehen sie doch schon so krumm und unsicher an der Straße, gleich als wüßten sie selber nicht gewiß, was sie für Vorder- und was sie für Rückseite ausgeben sollen. Einzelne unordentlich angebrachte Lichtlöcher lassen oft kaum errathen, wo die Familie ihren Wohnsitz habe. Der Anwurf bröckelt herab manche Jahrzehnte lang, ohne daß der Hausherr daran denkt, ihn einmal wieder aufzufrischen. Zerschlagene Fenster, gebrochene Läden, verrenkte Thüren scheinen auch nur alle Menschenalter nachgebessert zu werden. Diese sorglose unordentliche Manier mag uralt sein; so hat man vielleicht in den letzten Zeiten des römischen Reichs gebaut, wo die zitternden Provincialen, unter beständiger Hunnen- und Gothenfurcht, allen Ansprüchen auf guten Geschmack entsagten und die Häuser nur im Schrecken so hinstellten, ohne die Hoffnung, ihr Leben darin je ruhig genießen zu können.

Die Stadt Chur zählt sich nicht zu den großen, erfreut sich aber einer malerischen Lage zwischen stolzen Gebirgen. Die Gassen sind eng und mit hohen Häusern besetzt, welche, ursprünglich düster und unansehnlich, immer mehr nach heiterer Wohnlichkeit und freundlichem Aeußern streben. Ober der Stadt steht der „Hof," der uralte Sitz der gefürsteten Bischöfe von Chur. Als römisches Bauwerk zeigt

man dort noch den braunen Thurm Marsöl, als altchristliches Gotteshaus den Dom. Es war da im achten Jahrhundert ein Bischof Tello aus dem Geschlecht der Victoriden, welche sich Präsides Rhätiae nannten, und dieser soll den Grundstein gelegt haben. Die Thorbogen oder wenigstens die Bildsäulen der vier auf Löwen stehenden Evangelisten werden einer noch ältern Kirche zugeschrieben, welche schon im vierten Jahrhundert bestanden haben soll. In kleinern, zumal etwas abgelegenen Städten, wo es an den nöthigsten Hülfsmitteln gebricht, hat die Kunstkennerschaft einen schwierigen Boden, und so sieht man auch an und in der Churer Cathedrale manche Alterthümer, deren Datum die eingebornen Forscher ungern zu bestimmen wagen. Doch soll ein höherer Kriegsmann aus Deutschland letztlich hier gewesen sein und über das Gesehene viele willkommene Eröffnungen gemacht haben. Etliche erst gefundene Steinplatten mit Ornamenten aus verschlungenen Bändern verlegt man jetzt nach seinem Ausspruch ins vierte oder fünfte Jahrhundert. Anziehend sind auch die vielen, mitunter schönen Grabsteine, die auf dem Boden liegen oder in die Seitenmauern eingefügt sind. In der Sacristei werden endlich noch manche bedeutsame kirchliche Alterthümer, wie Bischofsstäbe, Reliquienkästchen und dergleichen gezeigt. Das Kloster St. Lucii, des Königs von Schotten, Bischofs zu Chur und Martyrers, steht über dem Hof und genießt eine sehr schöne Aussicht. Ehemals waren hier zwei merkwürdige Grabsteine der Präsides Rhätiae zu sehen, fast die einzigen Documente zu ihrer Geschichte — sie sind aber schon vor langer Zeit zertrümmert worden. Jetzt bietet das Stift des alten fabelhaften

Heidenbekehrers, das in ein bischöfliches Seminar umgewandelt worden, nichts Sehenswerthes dar.

Man hört zu Chur manch stille Klage über Mangel an literarischer Bewegung in Stadt und Land, über die kühle Theilnahme, welche neuern Bestrebungen für die Geschichte der drei Bünde entgegenkommt; gleichwohl ist in den letzten Zeiten manche beachtenswerthe Arbeit hier unternommen worden. Ein preiswürdiges Buch z. B. ist „der Kanton Graubünden" von G. V. Röder und P. C. v. Tscharner (1838). Wenige Jahre nach seinem Erscheinen gab Herr J. K. v. Tscharner mit Benützung seiner Vorgänger ein sehr anwendbares Reisehandbuch unter demselben Titel heraus.

In Chur lebt auch Professor Kaiser, der Geschichtschreiber des Fürstenthums Liechtenstein, und Professor Otto Carisch, sehr verdient um das romanische Idiom seiner Landsleute durch Grammatik und Wörterbuch, die er darüber verfaßte. Leider war er dazumal selbst auf Reisen. Dagegen fand ich Herrn Theodor v. Mohr zu Hause, den fleißigen, ausdauernden Herausgeber des Archivs für die Geschichte der Republik Graubünden. Dieses Werk, welches jetzt bis zum achten Hefte gediehen ist, bietet erstlich einen Codex diplomaticus, der die Urkunden zur Geschichte des Landes von den ältesten an in sorgfältigem Abdruck wiedergibt. Als anmuthigere Hälfte wird diesem wichtigen, aber trockenen Corpus eine Sammlung geschichtlicher Denkwürdigkeiten beigegeben, welche von Bündnern der letzten Jahrhunderte herrühren und zur Zeit nur handschriftlich oder in seltenen Drucken vorhanden sind. Soferne sie lateinisch geschrieben, wurden sie bisher zum

Verständniß des Bündner Landmanns von H. Conradin v. Mohr, dem Sohne des Herausgebers, ins Deutsche übersetzt.

In dieser Art sind zum Beispiel die „Zwei Bücher rhätischer Geschichte“ von Ulrich Campell erschienen. Ulrich Campell von Süß ist der Sprosse eines alten adeligen Geschlechts. Dessen Stammsitz war das Schloß Campell im Domleschg, und dermalen blüht es noch im Engadin. Ulrich war nach dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts geboren, so daß sein Leben in die Zeit der Reformation fiel. Er selbst nahm an dieser lebendigen Antheil und setzte seine ganze Kraft daran, sie im Engadin durchzuführen. Er lebte lange Zeit daselbst als Pfarrer, später als solcher zu St. Regula in Chur und darnach zu Schleins, wieder im väterlichen Thale, wo er 1582 starb. Ulrich Campell wurde stets der Vater der bündnerischen Geschichtsschreibung genannt, seine Wahrheitsliebe, die Genauigkeit seiner Erzählung, sein schönes, fließendes, nach den alten classischen Historikern gebildetes Latein höchlich gelobt, aber sein Werk war gleichwohl dem Untergange ganz nahe gekommen. Er selbst hatte es 1577 dem Landtage der drei Bünde vorgelegt und dessen vollkommensten Beifall erhalten; weil aber die Kosten des Druckes niemand tragen wollte, so wurde es von den Landsleuten bald vergessen und lag in Staub und Moder, aus dem es hin und wieder ein schriftstellernder Nachfolger herauszog, um es auszuschreiben. Nur mit Mühe gelang es Herrn C. v. Mohr, aus verschiedenen da und dort aufgefundenen Bänden ein vollständiges Exemplar des Campell'schen Werkes zusammenzustellen. Dieses soll jetzt in der Ursprache

herausgegeben werden, und der patriotische Unternehmer fordert seine Landsleute, alle ächten Bündner, in flehenden Worten auf, den Vater der Geschichte des Vaterlandes durch Beisteuern zur Erhaltung seines Werkes zu ehren, was, wie zu hoffen steht, wohl auch geschehen wird.[1]

Einstweilen ist nun aber die abgekürzte deutsche Bearbeitung für das Archiv zugerichtet worden, eine anmuthige und belehrende Lectüre. Ulrich Campell beginnt mit einer Beschreibung seines Vaterlandes, der drei rhätischen Bünde, und führt uns da, gleichsam als geleitender Wandersmann, von einem Thal ins andere, erklärt den Ursprung der Flüsse, den Zug der Berge, erzählt bei jedem alten Schlosse, wem es ehedem gehört und wer zu seiner Zeit es bewohnte, oder wann es verbrannt und zerstört worden. Er nennt bei jedem Dorfe die berühmten Leute, die es hervorgebracht, die vornehmen Geschlechter, die es auszeichnen. Ueberall führt er die Sagen auf, die in der Gegend umliefen, und gibt genau an, um welche Zeit und unter welchen Umständen die Einwohner sich der Reformation zugewandt. Es wird nicht leicht ein Land geben, das eine so früh, so kundig und so genau verfaßte Beschreibung aufzuweisen hat. Campell ist wohl auch der Erste, der auf die Einwanderung der Walliser in das Land der drei Bünde hinwies, eine Thatsache, die in der neuesten Zeit mehrfach besprochen worden ist. Er findet es auffallend, daß die Davoser, während ihre Nachbarn alle rhätisch (d. h. romanisch) sprächen, allein der deutschen

[1] Bisher ist es noch nicht geschehen, wie bei C. v. Moor, Geschichte Currätiens, 1870, II. S. 204 zu lesen. (Herr Conradin schrieb sich früher von Mohr, schreibt sich aber jetzt von Moor.)

Zunge sich bedienten, und zwar des oberwalliser Dialekts, den indessen auch die Prätigauer und die Churwalder sich anzueignen begönnen. Er erzählt dann die bekannte Geschichte, wie im dreizehnten Jahrhundert der verrufene Freiherr Donat von Vatz, der übrigens, wie man jetzt glaubt, auch viel besser gewesen als sein Ruf, die ersten Ansiedler aus dem Oberwallis nach Davos geladen. Ursprünglich sollen es zwölf Geschlechter, darunter vier von größerem Ansehen gewesen sein, welche sich vier steinerne Häuser erbaut, die einzigen dieser Art, die man zu jener Zeit im Thale sah. Noch bis zur Stunde stehen fast nur hölzerne Häuser im germanischen Davos. Durch ihre Kraft und Mannheit sind die Davoser später das Haupt des Zehngerichtenbundes geworden, und in ihrem Dorfe hielt in früheren Zeiten dieser Bund seine Tage. Unter anderm sind bei Ulrich Campell wohl auch die sichersten Nachrichten über das ehemalige Romansch im Walgau und im obern Etschlande zu finden. Herr von Hormayer hat in vielen seiner Schriften hartnäckig wiederholt, daß man noch zur Zeit der Kaiserin Maria Theresia bis zu den Weinbergen von Schlanders romanisch gesprochen — eine Angabe, die längst bedenklich schien. Der Vater der bündnerischen Geschichte führt nun das Gebiet, welches diese Sprache zu seiner Zeit eingenommen hat, ganz glaubwürdig auf den Winkel des Vinschgaues bei Mals zurück, indem dort an vielen Orten neben deutsch auch rhätisch gesprochen werde. Nicht so ganz verläßig wird es sein, wenn er behauptet, daß auch zu Partschins, dem schöngelegenen Dorfe an der Thöll ob Meran, die meisten Einwohner rhätisch oder doch wenigstens rhätisch und deutsch sprächen wie zu Mals.

Dasselbe sagt er, was wieder wohl zu glauben, von Rauders und von den Bewohnern des Gebirgs bei Finstermünz, endlich auch von dem Walgau um Bludenz und Feldkirch.

Von den Nachfolgern Campells sind diese Angaben dann in späterer Zeit unverändert wiederholt worden, wo sie freilich nicht mehr so passend waren.

Auf diese Beschreibung seines Landes läßt Campell die Geschichte desselben folgen. Für die ältern Zeiten kann diese jetzt gewiß viel kritischer geschrieben werden, als es in seinen Kräften lag; für sein Jahrhundert aber wird er immer eine gute ausgiebige Quelle bleiben.

Ein sehr wichtiges Document, dessen Gedächtniß das Archiv erneuert hat, sind auch die Denkwürdigkeiten Fortunats von Juvalta, welche die letzten Decennien des sechzehnten und die ersten des siebzehnten Jahrhunderts umfassen. Fortunat von Juvalta, aus einer sehr alten Familie, deren Stammburgen noch im Domleschg stehen, wurde im Jahr 1567 zu Zutz im Ober-Engadin geboren, von seinen protestantischen Eltern ehrbar erzogen und mehrere Jahre hindurch, jedoch nur zur Winterszeit, in die Schule geschickt. Später, 1582, sandte man ihn nach Augsburg, wo er die Schule zu St. Anna besuchte. Damals war dort in Kaiser Rudolfs Gegenwart der Reichstag versammelt, dessen Pracht und Herrlichkeit auf den Knaben großen Eindruck machte. Von Augsburg ins Vaterland zurückgerufen, brachte er volle zwei Jahre, wie er meint, zum großen Nachtheil seiner Studien am Hofe Peters, des Fürstbischofs von Chur, seines Oheims, zu, mitunter beschäftigt, Lehenbriefe zu schreiben, die übrige Zeit

der Bedienung des Fürsten widmend. „Der Aufenthalt unter den Hofleuten, bemerkt er bei dieser Gelegenheit, von welchen die meisten dem Trunk und anderm müssiggängerischem, eitlem Treiben ergeben waren, war ein schlüpfriger Zeitpunkt für meine Jugend. Es muß einer zur Nüchternheit und Enthaltsamkeit besonders geschaffen sein, um in dem verderblichen Zusammenleben mit Gewohnheiten und Lastern dieser Art nicht angesteckt zu werden."

„Nach Abfluß von zwei Jahren, erzählt Juvalta weiter, begab ich mich nach Dillingen und trieb in dem dortigen Jesuitencollegium ebenso lang und nicht ohne befriedigenden Fortschritt rhetorische, logische und philosophische Studien. Dort ist nicht zu befürchten, daß die Jünglinge vom Pesthauche des Lasters angesteckt und verdorben werden, denn scharfe strenge Zucht hält sie alle im Zaum, keinem wird Geld in Händen gelassen, keiner darf aus dem Collegium hinausgehen, keinem wird unnützen und unnöthigen Aufwand zu treiben gestattet. Köstliche Kleider zu tragen ist verboten, damit nicht durch dieses Beispiel auch andere zur Eitelkeit gereizt und die Eltern durch die Verschwendung der Söhne auf unbillige Art sich einzuschränken genöthigt werden." Die Lehrart, die Emsigkeit und den Fleiß dieser Männer müsse er loben und billigen, würde aber dennoch keinem Reformirten rathen, seine Kinder zu ihrer Ausbildung in das papistische Institut zu senden.

Noch in jungen Jahren trat Fortunatus in die öffentlichen Geschäfte ein und diente dem Vaterland fortan fast sein Lebenlang in den mannichfachsten Aemtern und in

verschiedenen, zum Theil gefährlichen Missionen, bis er 1654 zu Fürstenau in hohem Alter starb, nachdem er noch alles Denkwürdige beschrieben, was er hienieden gethan und erlebt hatte. Er gilt für einen der wahrhaftesten Schriftsteller und seine Arbeit wird eben deßwegen als eine sehr wichtige angesehen. Vorsichtig nennt er aber nur selten einen Namen, und der Bearbeiter hat daher viel Fleiß daran gewendet, diese Aposiopesen durch seine Noten auszufüllen. Die Zeit, die Juvalta schildert, ist freilich, wie überhaupt die Geschichte der drei Bünde in den letzten Jahrhunderten, gar düster und unheimlich.

Wer dem saturnischen Zeitalter der Menschheit in der Geschichte nachgehen will, der wird es auch in Graubünden nicht finden. Draußen in der weiten Welt, wo nur verhallende Mären von den alten Bünden zur Wahrung der Freiheit, von dem Ahorn zu Truns und dem Eidschwur zu Vazerol verlauten, draußen ist man wohl des Glaubens, jenseits der beschneiten Zinnen des Rhätico, an den hohen Quellen des Rheins, in den mystischen Thälern des Engadins, in den weltentlegenen Triften, welche die Romanschen einfach „Hinten" nannten (Davos), in diesen unendlichen Alpenrevieren und unzugänglichen Hochlanden hätten die Menschen von jeher unter dem Stabe ihrer tugendhaften Alten ein idyllisches Leben ohne Neid und Habsucht dahingelebt, lediglich bedacht auf die Pflege ihrer Herden, auf die Jagd des Hochwilds, der Gemsen und der Steinböcke. „Alt fry Rhätia" ist ein ahnungsreicher, wunderbarer Klang, in dem das Gedächtniß längstvergangener glücklicher Zeiten wiederzuhallen scheint.

Solche Zeiten müßte man aber über den Anfang der

Geschichte hinaussetzen, denn wo sie beginnt, mit der Römerherrschaft, fangen auch schon die Klagen an über die mörderischen Einfälle der Alemannen wie anderer deutscher Stämme, und dann das lange Lied von den Feindseligkeiten der Bauern mit der Ritterschaft, von den Gewaltthaten der Vögte, die noch in den Sagen fortleben, welche um manchen gebrochenen Burgstall schweben, und von den Begehrlichkeiten des Hochstifts Chur. Zu Erhaltung des Landfriedens, zu Schutz und Trutz und „damit jeder bei dem bleiben solle, was er sei und habe," entstanden im fünfzehnten Jahrhundert allmählich die drei Bünde, deren Boten letztlich auf dem Hofe zu Vazerol zusammentraten und die ewige Einigung beschworen. Man setzte keinen Brief auf zu Vazerol, man merkte sich nicht einmal die Jahreszahl, und es soll mehr Vermuthung als Gewißheit sein, wenn die Geschichtschreiber 1471 angeben. Ja, so dunkel ist der ganze Vorgang, daß manche behaupten, er sei gar nie vorgegangen.

Die Rechte der Herren waren in diesen Bündnissen vorbehalten, wurden aber allmählich abgelöst, je nachdem jene durch Verarmung, Auswanderung oder in anderer Weise veranlaßt wurden, ihrer Hoheit sich zu entledigen. So kaufte sich das Oberengadin 1494 von den Herrschaftsrechten des Bisthums frei, das Unterengadin 1652 von Oesterreich. Frei und selbstherrlich, sagt deßwegen der Geschichtschreiber, sind viele Völker geworden, aber wenige auf so rechtliche und ruhige Weise, als das bündnerische Volk.

Außerdem aber war der Freistaat der drei Bünde kaum entstanden, als er in wüste Zerrüttungen verfiel. Die Kirchenspaltung war an denselben im Anfang weniger

Schuld, als man meinen sollte, da schon im Jahr 1526 allgemeine Religionsfreiheit verkündet wurde. Die reformirte Kirche bildete sich ruhig, meist in friedlichen Uebergängen aus. So erzählt Campell von manchen Gemeinden, die den Tod eines beliebten Pfarrherrn, den sie nicht kränken wollten, geduldig abgewartet, dann aber einstimmig die Messe abgeschafft und die reformirte Lehre angenommen haben. Die trauervolle Leidensschule, die das Land bis in unser Jahrhundert herein durchzugehen hatte, rührt viel mehr aus dem Erwerb der Unterthanenländer und den Bündnissen mit fremden Mächten her.

Im großen Pavierzug, 1512, hatten nämlich die drei Bünde die schönen, weinreichen, hesperischen Landschaften Cläven und Veltelin mit der Grafschaft Worms (Bormio) erworben. Nach Sitte der Bündener, wie der Eidgenossen, wurden aber nur jene Landschaften als gleichberechtigt in den Bund aufgenommen, welche sich selbst freigemacht; was erobert wurde, galt als unterthäniges Land. So schickten also auch „die gemeinen drei Bünde" in das Unterthanenland ihre Vögte, die in Wirklichkeit nicht besser walteten und schalteten als die mythischen Vögte Oesterreichs in den drei Urkantonen gewaltet und geschaltet haben sollen. Die Bedienstung wechselte oft, und die kurze Zeit mußte daher benutzt werden. Deßwegen gewaltiger Druck und Auspressung auf der einen Seite, entsprechender Grimm und Meuterei auf der andern. Zu Hause aber bei den gemeinen drei Bünden entstand ein öffentlicher Schacher mit diesen Aemtern in Wälschland, und wer am meisten bot, der zog schier als unumschränkter Herrscher aus, um den Kaufschilling zehnfach wieder einzutreiben.

Der Bundestag verordnete wohl: ein jeder Bewerber um ein Veltliner Amt solle schwören, daß er weder „practicirt," d. h. schlechte Mittel aufgeboten, noch sich Stimmen erkauft habe. Man schwur aber den Eid und trieb den Handel wie zuvor. So kam's denn öfter, daß die Amtleute in den erkauften Aemtern lediglich zum Gespött der Unterthanen dienten, und der gleichzeitige Sprecher erwähnt z. B., daß zum Podestaten-Amt in Tirano Johann Bircher aus Prada befördert worden, „der allein zum Kuhmelchen reverenter tugentlich war." Das Beispiel erwies sich aber zu Hause selbst fruchtbar, und die Hochgerichte versteigerten öffentlich die Ammanns- und die Botenstellen am Bundestag auf Jahre hin und stellten Brief und Siegel darüber aus.

Nachdem die alten mächtigen Dynasten-Geschlechter, welche die Geschichte Hohenrhätiens mit ihren Namen erfüllten, ausgestorben waren, traten eine große Anzahl anderer Familien an ihren Platz, welche, wenn auch schon früh in den Urkunden erwähnt, gleichwohl neben den alten Grafen und Freiherren lange nur eine bescheidene Stelle eingenommen hatten.

Graubünden ist überhaupt ein adeliges Land wie kaum ein anderes in Europa. Einhundert sechs und sechzig Schlösser standen und stehen, noch zum Theil bewohnt, in seinen Thälern, oft weit hinauf bis fast an den Fuß der Gletscher, wo sich die Sennhütten finden. Außerdem, später erbaut, in den meisten Dörfern oft sehr ansehnliche Residenzen. Mehrere Familien, wie die Planta, die Salis, gingen in viele Zweige auseinander, die sich noch nach ihren Sitzen nennen, vermehrten sich clanweise und zählten

zu Zeiten mehrere hundert Angehörige. Im Jahrhundert der Renaissance, als die große Liebhaberei für Genealogie und Heraldik entstand, wußte man sich viel mit der alten etruskischen Einwanderung, und manches Geschlecht war glücklich genug, einen wohlgeneigten Historiker zu finden, der ihm den Stammbaum bis zu den alten Lucumonen hinauf führte. Andere begnügten sich, mehr bescheiden, mit römischen Ahnherren, wie die Prevost, welche sich von den Fabiern ableiteten, oder die Planta, welche jenen Pompejus Planta als ihren Aeltervater nannten, der einst unter Trajan die kaiserliche Vogtei in Aegypten verwaltete. Um die Verwandtschaft täuschender zu machen, ließ man auch die Knaben gern auf altrömische Namen taufen, wie Pompejus, Scipio, Vespasian u. dergl.[1] Manche von diesen Familien haben dann wieder Ableger getrieben, welche sich ganz im Bauernstande verloren, aber ihr Wappen thunlichst fortführen und bei guter Gelegenheit die Bemerkung: nus essen niebels (wir sind adelig) nicht unterdrücken. So erzählt Campell: daß das Lugnetzer-Thal einen sehr zahlreichen Adel habe, welcher des ältesten und edelsten Ursprungs sich rühme, und obgleich nunmehr verbauert, darin keinen Makel sehe, sondern der Meinung sei, daß nicht der Hände Arbeit, wohl aber Sittenverderbniß und schlechte Handlungen den Adel schänden.

Um den Anfang des sechzehnten Jahrhunderts war es nun auch, als die Bündener Jugend in großen Haufen

[1] Auch Ulysses, Hercules und dergleichen mythologische Namen finden sich; nebenbei manche seltsame einheimische Formen, wie Dusch für Jodocus, Ragett für Heinrich, Ruott für Otto, und der Wallisername Joder, d. h. Theodul.

fremde Kriegsdienste nahm. Die Herren sahen diese Uebung, aus der sich mit der Zeit die Capitulationen herausbildeten, schon von Anfang an nicht ungern. Mancher arme Junker, der mit Pickelhaube und Hellebarde auf dürrem Rößlein ausgezogen, kam als Oberst Sr. k. Majestät in Frankreich auf stolzem Hengste wieder heim, mit gefüllten Truhen und auf der Brust das Kreuz. Andere Familien bewiesen mehr Zuneigung zu Oesterreich oder zu Spanien, und überhaupt hat der Bündener Adel im Laufe der letzten drei Jahrhunderte fast in allen europäischen Heeren, in Oesterreich, Preußen, England, in den Niederlanden, Frankreich, in Spanien, Genua, Venedig, Neapel und den Päpsten gedient. Wer nun Anlage dazu hatte, der kam von diesen Kriegsdiensten ganz anders heim, als er ausgezogen war — aus dem sittenreinen Alpenritter war eine welt- und sprachgewandte, mit den Practiken der großen Mächte vertraute, ehrgeizige, herrschsüchtige Celebrität geworden.

Diese lange Zeit hindurch, fast von dem Eidschwure bei Vazerol bis zur Mediationsacte, waren nun Spanien und Oesterreich, Frankreich und Venedig um die Wette bemüht, die drei Bünde für sich zu gewinnen. Jeder Theil begehrte freien Durchzug für seine Heere und festen Verschluß der Alpenpässe für den Gegner. Die Salis mit ihrem Anhang hielten sich zu Frankreich, die Planta zu Oesterreich. Alle betheiligten Mächte hatten ihre Botschafter in Bünden, die alle Mittel, Geld, Gaben und Titel aufboten, um ihre Faction zu vergrößern. So zog in das Alpenland eine Verderbniß ein, wie sie sonst schwer zu finden sein und am wenigsten da erwartet werden dürfte.

Daraus und aus den obenerwähnten Veltliner Händeln, welche immer nebenher liefen, entstanden innere Verwickelungen von unabsehbarer Dauer. Um einige Ordnung in dieß Chaos zu bringen, spricht der Geschichtschreiber daher von den drei großen Parteiungen 1541 bis 1551, 1564 bis 1574, 1602 bis 1622.

In allen dreien findet es sich, daß die Partei, die eben obenauf kömmt, ein „Strafgericht" niedersetzt, was dann mit der Folter einschreitet und Enthauptung oder Gefängniß, Verbannung und schwere Geldstrafen verhängt. Manche rechtschaffene Männer kamen da um Leib und Leben, ohne zu wissen warum, während die eigentlichen Hauptschelme nur zu oft durchschlüpften. Gewöhnlich wurde dann nicht lange darauf von der andern Partei ein anderes Strafgericht eingesetzt, welches alle Urtheile des vorigen für ungültig erklärte und dieselben Strafen gegen jene aussprach, die damals Richter gewesen waren.

In der zweiten Parteiung, wenn wir jener Eintheilung folgen wollen, war auch der Sectenhaß im Spiel. Der späterhin heilige Carlo Borromeo, bei Lebzeiten ein grausamer Pfaffe und Erzbischof von Mailand, wollte Rhätien wieder zur alten Kirche zurückführen, und über diesen Bestrebungen stellte sich beiderseits ein schrecklicher Fanatismus ein. Die Strafgerichte folgten sich zu Zutz, zu Chur, zu Thusis und wütheten abscheulich. Damals fiel unter dem Richtschwert auch der päpstliche Vollmachtsträger Johann von Planta, Freiherr von Rhäzüns.

In die dritte Parteiung fällt auch des ehrlichen Juvalta's Mannesalter. Mit dreißig Jahren Landammann des Hochgerichtes Ober-Engadin, trat er oft als Sprecher

in Rechtsstreitigkeiten auf. Er erzählt aber in bitterm Schmerz von dem Ekel, den ihm die Bestechlichkeit der Richter erregte. „Alles stand feil wie andere Waare. Die Schamlosigkeit ging endlich so weit, daß es in der Republik Leute, sogar noch von einigem Ansehen, gab, welche ohne die mindeste Scheu, ohne Furcht vor Strafe und Infamie, den streitenden Parteien zur Bestechung der Richter ihre Dienste für Lohn verkauften. Wohl versehen mit Geld, liefen sie umher; wo sie auf Richter trafen, unterhandelten sie mit denselben, bekräftigten den Kauf durch sofortige Bezahlung des bedungenen Preises, und wenn sie emsig und unverdrossen das Geschäft zu Stande gebracht, wurden sie als gewandte und in Arbeiten dieser Art geübte und thätige Leute wieder weiter empfohlen."

Ferner berichtet Fortunat von den Reformen, welche versucht wurden, um diese Bestechlichkeit sowohl als den Aemterhandel auszurotten. Allein zu der Zeit scheiterte noch alles, theils an der Gewissenlosigkeit der Vornehmen, theils an dem Unverstand der Gemeinden, die nach dem Rathe ihrer Patrone alles Gute verwarfen und alles Schlechte förderten. Es ist da zu lernen, wie weit der Mensch seine eiserne Stirne cultiviren kann, denn hier fanden sich bei dem Aufschrei aller guten Bürger dennoch Männer aus den ersten Geschlechtern, die alles, was zum Bessern führen konnte, zu hintertreiben wußten, ohne je ein Wort für die Mißbräuche selbst zu sprechen, nur durch giftige Verleumdung derer, die sie abschaffen wollten.

Ein Strafgericht zu Chur ließ damals (1607) den österreichischen Landvogt auf Castels im Zehngerichtenbunde, Georg Beli von Belfort, und Caspar Baselga, den bischöf-

lichen Hauptmann von Fürstenburg, hinrichten. Die Strafgerichte dieser Epoche setzten für ihre Gebühren ungeheure Rechnungen auf, die man dann durch Confiscationen und Geldbußen deckte oder auch von denen erhob, welche freigesprochen worden, indem sie doch jemand bezahlen müsse. Daß übrigens die Velteliner Aemter und die fremden Kriegsdienste schon sehr viel Geld ins Land gebracht, und daß die Leute überhaupt etwas leisten konnten, sieht man an den Geldstrafen, die manchmal bis zu 50,000 Kronen aufstiegen.

Elf Jahre später entstand im Engadin ein Aufruhr gegen den reichen, mächtigen und hochfahrenden Rudolf von Planta zu Zernetz. Er selbst entkam, doch wurde sein Haus und Keller geplündert. Von da zog der Haufen, von reformirten Prädicanten geführt, nach Sondrio, nahm dort den Erzpriester Rusca und in Bergell Johann Baptist von Prevost, genannt Zambra, gefangen und schleppte sie nach Thusis. Der erstere starb unter der Folter, der andere fiel unter dem Schwert. Zur Rache dafür unternahmen dann die durch die Strafgerichte geächteten Häupter der spanischen Partei von Mailand aus mit etlichen wilden Rotten einen Zug ins Veltlin und ermordeten dort ein halbes Tausend Reformirter. Hiegegen wurde später Pompejus Planta, der ein Hauptmann des Zuges gewesen, zu Rietberg im Domleschg niedergemacht und so weiter.

Später kamen die Oesterreicher unter Baldiron ins Prätigau, wurden aber von dem Volke, das Rudolf und Ulysses von Salis führten, vertrieben; dann die Franzosen unter Marschall Coeuvres, dann wieder die Oesterreicher, dann wieder die Franzosen unter dem Herzog von Rohan.

Um diese Zeit (1631) verschworen sich zu Chur vierunddreißig Patrioten zur Erlösung des Landes von den fremden Kriegsvölkern. Nachdem diese abgezogen und verschiedene Verträge mit den Nachbarn geschlossen waren, betrat wenigstens hundertundsechzig Jahre lang kein Feind mehr das Gebiet der drei Bünde.

Von außen war Ruhe, aber im Innern gährte es fort und fort und der Bürgerkrieg drohte mehr als einmal auszubrechen. Auch die Hexenprocesse wurden dem armen Volke nicht geschenkt. Die alten Parteien, nur weniger blutdürstig, dauerten immerdar. Sehr belehrend über ihren spätern Stand ist ein im Archive abgedrucktes Memoire, welches H. Ulysses von Salis-Marschlins, der französische Gesandte bei den drei Bünden, im Jahre 1767 dem Herzog von Choiseul überreichte. So vergingen die Zeiten, und nur selten dachte ein edler Mann daran, dem Vaterland eine Wohlthat zu erweisen, wie es die Stifter der Lehranstalten zu Haldenstein und Marschlins thaten. G. W. Röder, der die Geschichten der drei Bünde in seinem trefflichen Abrisse mit strenger Wahrheitsliebe erzählt, erlaubt sich zu sagen: „Wer die Geldsummen berechnet, welche theils von fremden Mächten unter verschiedenen Titeln, theils aus den Unterthanenländern nach Bünden flossen, muß sich wundern, daß in so langem Zeitraum von all den Millionen weder im Gebiet der Kirche und Schule, noch im Straßenbau, Wehrwesen, in der Armenpflege oder gegen zerstörende Naturgewalten auch kein einziges Denkmal gestiftet worden, auf welches die Nachkommen mit Dankgefühlen hinblicken könnten."

Es ist kein Wunder, wenn derselbe Geschichtschreiber

nach solchen Vordersätzen zu dem Schlusse gedrängt wird, daß der Kanton Graubünden in dem Jahrzehnt nach der Mediationsacte größere und ruhmvollere Fortschritte gemacht, als in den drei Jahrhunderten seit dem Eidschwur bei Vazerol. Das Wohlwollendste aber, was man über die verrufenen Männer, die in jener langen Zeit eine Rolle gespielt, zu sagen vermag, ist wohl der Ausspruch Theodors von Mohr, daß sie jetzt alle ohne Unterschied der Farbe im Frieden ruhen nach den heißen Parteikämpfen, denen sie oft ihre Ruhe, aber niemals das Ansehen, die althergebrachte Freiheit und die Souveränetät der Republik der drei Bünde aufgeopfert haben.

Eine Bemerkung, die mir der Aufenthalt in Chur zuwege gebracht, ist die, daß die Historiker der beiden Hälften des alten Rhätiens, der schweizerischen und der österreichischen, eigentlich weniger auf einander achten, als förderlich wäre. Seitdem sich die Bewohner der östlichen Thäler nach dem kleinen Schlößlein bei Meran Tiroler genannt, hat sich der alte Name auf das Gebiet der drei Bünde zurückgezogen und in demselben so festgesetzt, als wenn das ursprüngliche, ächte und eigentliche Rhätien nur dort gewesen wäre. Dort und nur dort flimmern jetzt noch die freilich wohl aus den Büchern gelesenen Sagen von der alten etruskischen Einwanderung unter dem Führer Rhätus und von den Schlössern Rhealt, Rhäzüns und Reams, so er sich erbaut. Und doch ist die Geschichte der beiden Länder in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung die gleiche, in den späteren wenigstens noch so durcheinandergeschlungen, daß sich der letzte Knoten erst in diesem Jahrhundert gelöst hat. Die Urbewohner, die

räthselhaften Rhätier, die gleichen hüben und drüben, die römische Herrschaft für alle dieselbe, die romanische Sprache nicht minder; dann die germanischen Eroberer, hier Alemannen, dort Bojoaren, mit ihrem Adel, der allmählich in den wälschen Thälern seine Burgen baute und deutsch benannte. Darauf hier wie dort ein langer, unblutiger, kaum bemerkbarer Kampf der beiden Idiome. In Tirol jetzt noch das Ladinische in Gröden und Enneberg, in Graubünden über die Hälfte des Landes verbreitet das Romanische, beides alte, lateinische Alpendialekte, die es versäumt haben, sich zu rechter Zeit ans Italienische anzuschließen und jetzt allmählich im Deutschen aufgehen. Dann der Grafen von Tirol uralte Hoheitsrechte im Engadin bis gegen Pontalt, sowie ihre jüngere Errungenschaft zu Davos und im Prätigau, ja selbst im obern Bunde als Herren von Rhäzüns — auch des im Engadin gestifteten und dann auf die Malserhaide verlegten Klosters Marienberg vielfache Ansprüche an sein altes Wiegenland, der vinschgauischen Herren von Matsch reiche, aber vergängliche Erbschaft im Zehngerichtenbund; der Herren von Brandis Herrschaft zu Maienfeld — dagegen das Bisthum Chur, dessen Lehen ja selbst das Schloß Tirol gewesen, begütert bis an die Passer bei Meran und unter den ehemals romanischen Churwalchen im heutigen Vorarlberg; die bischöflichen Schlösser Churburg und Fürstenburg im Vinschgau, die Gotteshausleute auf der Malserhaide, unter tirolischer Landeshoheit Eidgenossen des bündnerischen Gotteshausbundes — die engadinischen Pfarrkirchen, die im tirolischen Paznaun ihre Filialen hatten — später die vielen bündnerischen Familien, die während der großen

Parteiungen im Vinschgau, zu Mals und Meran, ihren Frieden suchten, Schlösser kauften und zu tirolischen Ehren kamen — alle diese und noch manche andere Erscheinungen möchten zu der Ansicht führen, daß die Geschichte des einen Landes eigentlich nur die Hälfte des Ganzen ist und daß der historiographische Verkehr beiderseits viel lebendiger sein sollte, als er bisher gewesen ist.

Der Codex diplomaticus von Graubünden hat der Vollständigkeit halber viele Urkunden aus tirolischen Quellen aufnehmen müssen, und der künftige Codex diplomaticus von Tirol, den uns die Vorsehung recht bald bescheeren möge, wird viele Urkunden aus bündnerischen Quellen mitzutheilen haben. Gleichwohl hat zur Zeit nur Herr Custos Bergmann, k. k. Rath von Wien, die unermüdliche, findige Biene, in Person die Bündener heimgesucht und für die freundliche Aufnahme ihnen ein feines Schriftchen über bündnerische Numismatik verehrt; außerdem aber ist bis jetzt noch gar nichts geschehen, um die Herren Forscher einander näher zu bringen. Es wäre daher jetzt bei dem tiefen Frieden vielleicht eine günstige Zeit, daß man einen bescheidenen Aufruf zur Bildung eines Vereins rhätischer Geschichtsfreunde erließe, der sich alljährlich oder alle zwei, drei Jahre zu Innsbruck, zu Chur, zu Bozen, zu Feldkirch und an andern Orten versammeln könnte. An anziehenden Mittheilungen der beiderseitigen Fachmänner würde es da gewiß nicht fehlen — denn so wenig Lärm die Rhätier unserer Zeit zu erregen gewohnt sind, so gibt es doch in Graubünden und Tirol viele eifrige Freunde der Historie, die — wenn auch nicht mit dem ganzen Gebiete vertraut — doch auf ihre Nachbarschaft

vortrefflich einstudirt sind und durch den Reichthum ihrer Kenntnisse überraschen.

5.

Am sechsten September dieses Jahrs war wenigstens zu Chur in Hohenrhätien die Witterung nicht sehr günstig, zumal für einen Fußgänger oder einen, der es werden wollte. Der Pizokel, der Galanda und andere ehrwürdige Häupter waren stark verschleiert, und gegen das Oberland hinauf sah man das grüne Land nur zaghaft herausgucken unter dem grauen Nebel. Ueberdies regnete es zuweilen, so daß es überhaupt anmuthiger gewesen wäre der freundlichen Geselligkeit zu Chur noch einen Tag zu widmen, hätte nicht der Gedanke an den weiten Weg, der in der freien Doppelwoche noch zurückzulegen war, den Wanderer gleichwohl in das Regenwetter hinausgetrieben. So nahm er also geduldig den Einspänner hin, den ihm der Herr Gastgeber zum Steinbock, ein sehr empfehlenswerther Mann aus Nürnberg, zu Diensten stellte und fuhr zur Stadt hinaus den Rhein hinauf. Zur Seite saß als Fuhrmann eine gute alte Haut aus Schwyz, die sich schon lange auf Belehrung der Fremden verlegt und alle Dörfer, unten am Strom oder oben auf den Höhen, sämmtliche Ritterburgen u. dgl. namhaft zu machen weiß.

Das erste Dorf hinter Chur heißt Ems, ist schon romansch, aber katholischen Glaubens. Dieser freundliche Durcheinander von Dörfern und kleinen Landschaften, die romansch und katholisch oder romansch und reformirt, oder deutsch und katholisch oder deutsch und reformirt sind, zieht sich hinauf bis an die ersten Quellen des Rheins und des

Inns. Wo die Sprache stätiger, ist auch das Bekenntniß gleichheitlicher. Prätigau, ganz deutsch, Engadin, ganz romansch, Bergell, ganz italienisch, sind reformirt; Misocco, wo auch nur Italiener wohnen, hat sich den ältern Glauben erhalten.

Bei Ems, jenseits des Rheins, liegt das vielberufene Felsberg, ein Dörfchen dicht unter einer schroffen Felsenwand, von welcher sich ein Stück nach dem andern ablöst und in die ärmlichen Häuschen hineinstürzt. Man sieht jetzt nicht weit vom alten Ort eine Anzahl neuer, aus grauem Gestein erbauter Häuser mit rothen Dächern, etwas unmalerisch zwar, aber vielleicht sehr bequem zu bewohnen. Dennoch wollen die Felsberger die alten Kemenaten, wo ihre Wiege gestanden, nicht verlassen, und die Uebersiedelung schreitet daher nur langsam vorwärts. [1]

Zu Reichenau an der Brücke stehen schöne Gebäude, jetzt dem Herrn Oberst von Planta gehörig. Ehemals blühte da eine Erziehungsanstalt, an der auch H. Zschokke lehrte, und hier war es, wie männiglich bekannt, wo Ludwig Philipp unter der bescheidenen Hülle eines M. Chabaud acht Monate als Sprachmeister verlebte. Ein Portrait des interessanten Flüchtlings aus damaliger Zeit soll im Schlosse neben einem andern hängen, das ihn als König der Franzosen darstellt. Der Garten des Herrn von Planta ist ein Muster niedlicher Eleganz, voll kleiner, sinnig gewählter Zierraten. Dicht unter der Ecke des Gartens sieht man auch, wie der Vorderrhein, der vom Gotthard strömt,

[1] Seitdem ist der Fels, der Galanda, wieder ruhiger geworden und die neuen, mit schweren Kosten und mit Beiträgen aus aller Herren Ländern erbauten Häuser werden wohl nie bezogen werden.

und der Hinterrhein, der auf dem Splügen entspringt, in einander fließen — die beiden Bächlein, mit deren Namen sich für Deutschland so viel Freud und Leid verbindet.

Nicht weit von Reichenau, auf einem abgerissenen Felsen, den der Hinterrhein umspült, liegt die uralte Burg Rhäzüns, jetzt noch gut erhalten, ein hohes weißes Haus mit steilem Dach. Auch diese Veste soll der Heerführer Rhätus erbaut haben, als er in uralten Zeiten mit seinen Völkern eine Heimath in dem Gebirge suchte, das später nach ihm benannt wurde. Im Mittelalter saß da das Geschlecht der Brune, Freiherren von Rhäzüns, die den grauen Bund bei dem Ahorn zu Truns mitbeschworen und sonst viel Macht und Ansehen sich erworben haben. Nach diesen fiel das Schloß an das Haus Oesterreich, welches darin seine Gesandten bei den gemeinen drei Bünden wohnen ließ. Die Herrschaft Rhäzüns, Stadt Ilanz und Kloster Disentis waren eigentlich die vornehmsten Mitglieder des obern Bundes und so die Erzherzoge von Oesterreich auch Eidgenossen dieser Vereinigung.

Schloß und Herrschaft Rhäzüns sollen aber auch schon einmal bayerisch gewesen sein. Wenn man sich auf bündnerische Quellen verlassen kann, so ist nämlich dieses Besitzthum 1805 im Presburger Frieden, als Zubehör Tirols, an Bayern gekommen. In München scheint man sich aber dieses Zuwachses gar nie bewußt geworden und ebenso unbemerkt scheint er wieder von uns gegangen zu sein, denn obwohl ich in den Regierungsblättern der damaligen Zeit fleißig hin und her geblättert, konnte ich doch jenen Namen nirgends finden. Also sollte vielleicht diese Herrschaft zu ihrem unwiederbringlichen Schaden und zeitlichen

Verderb etwa gar etliche Jahre lang ganz unregiert, ungerichtet, unbesteuert, ungestempelt geblieben sein? Oder wer, ihr bayerischen Historiker, welcher Herr Maier, Huber oder Fischer war damals k. bayerischer Landrichter zu Rhäzüns? Welcher Holladauer, welcher Straubinger, welcher Tölzer oder Waldler hat die Männer des grauen Bundes und die Frauen von Tomiliasca zuerst mit „unserer Sitten Freundlichkeit" überrascht? Und wie gefiel es ihm, dem Biedermann, in Alt fry Rhätia? Wo bestellte er sich sein Märzenbier? Wo pflanzte er sich seine Winterrettige? Wo nahm er seine Knackwürste her? Ferner, war er ein gebildeter Mann, der Herr Landrichter? Hatte er außer dem Kreittmayr und Moritz's Novellen auch noch andere Lectüre bei sich, oder nahm er Kochbuch und Himmelschlüssel seiner geistreichen Frau Gemahlin zu leihen, wenn ihm bei schlechtem Wetter die Zeit im Schloß zu lang wurde? Wußte er etwas vom Heerführer Rhätus und konnte er sich den Namen der Herrschaft merken, deren Angehörige ihm zur vorübergehenden Beglückung angefallen waren? Sprach er romansch, der Herr Landrichter, oder mußten die Rhäzünser bayerisch lernen, wie es Herr Zöpfelmaier, der Regentschaftssecretär, einst den Griechen zugemuthet hat? . . . Und was sagten die Rhätier zu der Justiz? War ihr Urtheil darüber ebenso schwankend und unentschieden als das der württembergischen, sächsischen, preußischen, hessischen und anderer Geschäftsleute, die in München Ausstände einzutreiben haben? Endlich wie war's mit den k. bayerischen Armenadvocaten beim k. bayerischen Landgerichte zu Rhäzüns? Mußten sie auch Myriaden Paternitätsprocesse übernehmen, wozu die Practicanten

keine — Zeit hatten, und wurde es als eine Verkennung ihrer ausgezeichneten Stellung gerügt, wenn sie bescheiden meinten: der Mensch in seinen kurzen Lebenstagen könne auch noch Anständigeres verrichten als immerdar ein „Liebesverhältniß“ behaupten oder ewig die exceptio plurium entgegensetzen? — Diese und manche andere Fragen an die bayerische Historiographie zu stellen, nöthigt uns das rege Interesse, das wir für einen zur Zeit noch unbekannten Landsmann empfinden, den damals die Vorsehung über viel Berg und Thal, über tiefe Wasserflüsse und holperige Straßenzüge den jungen Rhein hinanführte, um ihn über einen rhätischen Clan im fernen Hochgebirge die Segnungen unserer Gesetze und unserer Gesittung verbreiten zu lassen.[1]

Mit jedem Schritt fuhren wir nun weiter in das Thal hinein, welches von dem Dorfe Tomils den Namen Tomiliasca, zu deutsch Domleschg, erhalten hat. Dieses Thal hat einen guten Namen wegen seiner anerkannten Schönheit,

[1] Von dieser Stelle angeregt hat bald darauf Herr Josef Bergmann, der oben genannte Custos der Ambraser Sammlung, sich auch über die Frage ausgelassen und in seinen Beiträgen zu einer kritischen Geschichte Vorarlbergs (Wien 1853. S. 184) dargethan, daß, wie ohnedem zu erwarten, die Herrschaft Rhäzüns nie bayerisch gewesen, sondern im Reichsdeputationsreceß von 1803 an die helvetische Republik übergegangen sei. Der Irrthum der Herren Röder-Tscharner rührt daher, daß jene im Texte dieser Urkunde nicht genannt ist, während Trasp ausdrücklich erwähnt wird. Dagegen heißt es am Schlusse des betreffenden Paragraphen: „Alle und jede Gerichtsbarkeit eines Fürsten des deutschen Reichs im Bezirke des helvetischen Territoriums hört künftig auf,“ und damit war auch über Rhäzüns verfügt. — Im December 1871 war das Schloß in der A. A. Z. zur Verpachtung ausgeschrieben und dabei bemerkt, daß es wegen seiner ausgezeichnet gesunden Lage auch zu einer Curanstalt und Pension geeignet erscheine.

welche aus der Fruchtbarkeit seiner Halden, der großen Zahl seiner Ortschaften, der Menge von Schlössern und Ruinen, endlich aus der Milde seiner Lüfte hervorgeht. Die Berge sind bis hoch hinauf, wo die fahlen Alpenweiden anfangen, aus Wiesen und Feldern grün und gelb geschacht. Dazwischen liegen, oft weit oben, ganze Reihen Dörfer, welche wenigstens von ferne sehr einladend aussehen. Etliche Bäche stürzen an den Abhängen herab, doch sind diese wilden Wasser meist mit dichtem Wald verhüllt. Nur Vater Rhein spielt hier den Rabenvater und hat seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts fast die ganze Thalsohle verheert und in Wüstenei verwandelt. Man versucht schon lange der Zerstörung ein Ziel zu setzen und die öden Fluren neuerdings dem Anbau zu unterwerfen, aber der alte Herr schlägt immer wieder aus.

Juvalta, Ober- und Nieder-Juvalta, unansehnliche Trümmer, liegen jenseits der Rheinschlucht, der Stammsitz jenes noch blühenden Geschlechts, aus welchem Fortunatus von Juvalta hervorgegangen. Auf einem weithin schauenden Felsenerker steht das hochansehnliche Schloß Ortenstein, welches die gräfliche Familie von Travers bewohnt. In Rietberg bei Almens wurde, wie schon erzählt (1621), Pompejus Planta von Oberst Jenatsch meuchlerisch überfallen und im Kamin getödtet. Weiter drinnen zeigt sich Fürstenau, früher eine Veste des Bischofs, jetzt ein Zwangsarbeitshaus des Kantons, vieler anderer Castelle und Thürme ganz zu geschweigen.

Kazis, in einem Hain von Obstbäumen gelegen, ist der Sitz eines kleinen und armen Nonnenklosters, welches Bischof Paschalis von Chur schon am Anfang des achten

Jahrhunderts gestiftet hat. Bei dieser Stiftung war auch Frau Aesopia, die Gemahlin des Bischofs, Antistita Curiensis, wie sie sich nannte, wesentlich betheiligt und erwarb sich dadurch ein Andenken, wie es wenige Kirchenfürstinnen aus der vorcölibatischen Zeit sich zu sichern gewußt haben.

Nicht weit von Kazis liegt Thusis, angeblich auch ein alter tuscischer Flecken. Die ältere Ortschaft, wo man ehedem die Strafgerichte hielt, steht etwas oberhalb der neuen Straße; an dieser selbst aber ein jüngerer Zuwachs, zwei Reihen ganz neuer, sehr hübscher, allerliebster Häuser. Da rollt, knallt und klingelt es Tag und Nacht von dem vielen Fuhrwerk, das über den Splügen hin- und herzieht. Da ist auch die Via Mala, ein Wirthshaus, wo ich, ohne es zu wissen, zum letztenmal jenen Comfort genoß, den ich mir früher über die ganze Schweiz verbreitet dachte, der aber hier in den rhätischen Hochgerichten einen merklichen Abbruch leidet.

Mittlerweile hatte es zu regnen aufgehört und ich nahm pflichtmäßig die Gelegenheit wahr, die eigentliche Via Mala, den bösen Steig, hinanzuschlendern, ungefähr eine Stunde weit, bis er im Schamser Thal aufhört. Man geht zuerst über den wilden Nollabach, der den jungen Rhein getreulich in seinen Verwüstungen unterstützt, und blickt dann zur Burg Hohenrhätien hinauf, welche auf einem senkrechten, himmelansteigenden Felsen ein halbes tausend Fuß über dem Thale steht.

Die Via Mala ist eine Haupt- und Staatsmerkwürdigkeit der drei Bünde und macht auf reizbare Naturen einen Eindruck, den sie sicher ihr Leben lang nicht mehr vergessen.

Ueberall kahle Felsenwände von entsetzlich drohender Gestalt, die den blauen Himmel nur spärlich hereinschauen lassen, aus der schwarzen Tiefe herauf der gellende Jammerruf des Rheines, dessen junger weißer Leib sich in dem Bett von schnöden Steinwänden martervoll herumwirft, die Straße selbst allenthalben aus dem Felsen gesprengt, zweimal durch dunkle Tunnels geleitet, oft aus dem Bach thurmhoch heraufgemauert, viermal in schwindliger Höhe über den Abgrund führend. Bei aller Bequemlichkeit geht uns doch der Gedanke der nahen Vernichtung nicht von der Seite. Dort sehen wir schon die Steine über unsern Häuptern hängen, die da prädestinirt scheinen, dereinst den harmlosen Wanderer zu zerschmettern — hier trennt uns nur ein schwanker Zaun von den Schauern der Schlucht — an den Brücken sind die Brustwehren so niedrig daß sich jedes Kind hinunterstürzen kann.

An manchen Stellen wirft man Steine in den Schlund, die dann in schönen Sprüngen von der linken Wand auf die rechte, von der rechten auf die linke hüpfen, bis sie endlich unsichtbar im Rhein verschwinden. Auch ich konnte mir das Vergnügen nicht versagen und ließ hier manchen trefflichen Block in den Rhein springen. Nebenbei bemerkte ich, daß an den Abhängen, wo sie nur dem Fuß eines Menschen Anhalt boten, allerlei Holzleute arbeiteten. Ach, die versahen ihr Geschäft so ruhig, so blasirt, als wenn sie von der Merkwürdigkeit ihrer Umgebung gar keine Ahnung hätten.

Aus den Schluchten der Via Mala spät am Tage zurückgekehrt, trachtete ich noch die Burg Hohenrhätien zu ersteigen, eigentlich den poetischen Mittelpunkt der

ganzen Reise, um von dort, von oben herab, das Thal zu beschauen, das nach den Vorstellungen der gelehrten Bewohner der erste Zufluchtsort der Etrusker gewesen, als sie fünfhundert Jahre vor Christus von den Galliern aus dem Padusthale vertrieben worden. Von diesem Thale, von Domleschg aus, sollen sich dann ihre Stämme weiter verbreitet und so allmählich das ganze Bergland eingenommen haben, dem sie nach ihrem Führer den Namen Rhätien beilegten. (Aus diesem Grunde sollen sie auch die Landschaft Domleschg genannt haben, was vallis domestica, gleichsam Heimathsthal, bedeuten soll, allein diese Deutung ist ganz falsch, denn die Rhätier sprachen nicht lateinisch.) Der edle Rhätus selbst soll hier oben auf Hohenrhätien seine Königsburg erbaut und so den flüchtigen Schaaren ein nationales, heiliges Centrum gegeben haben. Alles athmet hier den Duft uralter Zeiten, und die Sagen klingen so wahrhaftig, daß wir sie gern für verlässige Geschichte nehmen möchten.

Leider war aber schon die Dämmerung eingebrochen, als ich in einer schmalen steilen Grasrinne zwischen vielem Dorngebüsch den Schloßberg hinankletterte. Gegen Aufgang ist nämlich die Burg über die Bergseite hin zugänglich, während enthalb, wie schon gesagt, ein gräulicher Abgrund in den Rhein hinuntergeht. Als ich aber ungefähr so hoch gekommen wie unser Lieb-Frauen-Thurm zu München, war fast völlige Nacht geworden. Nur die fernen Gletscher die über dem Rheinthal stehen, der Bargias und Piz Larmora, bewahrten noch ihre frische weiße Farbe, über das etruskische Thal aber hatte Erlkönig schon seinen dichten Schleier geworfen. Die Burg stand vor

mir über einem begrasten Bühel — schwarze Mauern, zerfallene Thürme, alles umgeben von einer ernsten, feierlichen Schweigsamkeit.

In einer Viertelstunde hätte ich wohl die Thore erreicht, aber was hatte ich davon, wenn ich bei finsterer Nacht meinen Einzug in die uralten, kaum mehr kennbaren Paläste hielt? Wie sollte ich da nach Inschriften suchen und die Bauart studiren? Und wenn die bleichen Schatten der alten Könige in ihren weißen Geistermänteln aufstiegen und mich etruskisch anredeten, so reichte alle meine Kenntniß dieser Sprache nicht hin, um nur Ja oder Nein zu sagen.

Unter diesen Umständen hielt ich es für gerechtfertigt, wieder bergab zu gehen, was ich denn auf einem weitern, aber bequemern Weg bewerkstelligte, welcher mich an dem Thurm von Ehrenfels vorbeiführte und durch das Dorf Sils, wo das Schloß der Herren von Salis-Sils steht. Als ich wieder im Thal ankam, war es schon so finster geworden, daß ich kaum mehr die Löcher sehen konnte, welche in dem Rheinsteg sind, der da von Sils gen Thusis hinübergeht.

Um die Erinnerung an den mißlungenen Zug etwas behaglicher zu machen, fing ich aber an nachzudenken, ob die Burg wirklich von Rhätus erbaut worden, und fand, daß es gar nicht wahr sei. In den Urkunden des Mittelalters lautet der Name Rialta, Realta, was ganz deutlich via alta ist, das hohe Ufer, ein Name, der zu der Lage, die wir beschrieben haben, vortrefflich paßt und noch anderwärts vorkommt. Beim Wiedererwachen der Wissenschaft begannen dann die gelehrten Männer der drei Bünde,

den Namen zu größerer Wichtigkeit heranzubilden und machten aus Realt ein Rhätia alta. Dieß übersetzte man dann wieder ins Deutsche und nannte die Ruine Hohenrhätien, gleichsam wie das Land. Dieser Name steht jetzt in den Büchern und auf den Karten, während das Volk die Trümmer Johannesstein nennt, von dem Johanneskirchlein, welches innerhalb der Schloßmauern, obwohl verfallen, noch zu sehen ist und die älteste Kirche des Thales sein soll. Nachdem aber der Versuch mit Realt so gut gelungen war, so deutete man auch Rhäzüns als Rhaetia ima und Reams, wohin wir auch noch kommen, als Rhaetia ampla. Damit war denn diese ganze Nachbarschaft ungemein gehoben und als rhätisches Urland bezeichnet. Vom vielen Reden kam aber die Sage von dem Heerführer Rhätus selbst unter die Landleute, und in Domleschg scheint der Name sehr populär zu sein. Wenigstens zeigte mir der Herr Wirth von der Via Mala zu Thusis eine große Schützenfahne aus den neunziger Jahren, zusammengesetzt aus Seidenstreifen von weiß und blauen Farben, welche nicht allein die bayerischen, sondern auch die des grauen Bundes sind, und mitten drinnen, namentlich bezeichnet, den Heerführer Rhätus, den alten Heiden, der aber da als ein ganz schmucker blühender Rittersmann dargestellt war, wenn ich nicht irre, mit Kanonenstiefeln und Puffärmeln. Uebrigens hat die Gelehrsamkeit der letzten drei Jahrhunderte, angeregt durch den räthselhaften Klang der rhätischen Namen, über Graubünden und Tirol ein ganzes Netz von Etymologien ausgebreitet, die aber alle falsch sind.

Um die Zeitversäumniß einzuholen, gedachte ich am

andern Mittag — nach einem regnerischen Morgen — noch einen weiten Weg zu machen und stellte auch keinen Versuch mehr an, nach Hohenrhätien hinaufzuklettern. Zwei kleine Mädchen, die bei Thusis unter einem Apfelbaum saßen, fragte ich aber, wem das Schloß da oben gehört habe, worauf sie einstimmig antworteten: Zwingherren!

Nicht weit von Thusis, auf der andern Seite des schönen Thales, liegt Scharans, ein kleines Dorf, das ich als Alterthümler auch besuchen mußte wegen des hölzernen Rhätusbildes, „das dort die Linde umarmt.“ Unterwegs kam ich an einer Anhöhe vorbei, wo Baldenstein liegt, ein lustiges Schlößlein, noch in seinem Wesen und bei Dach, bewohnt von den Herren von Conradi.

In Scharans fand ich wohl an der Friedhofmauer die Linde (la linda), unter deren Schatten die Scharanser im Mittelalter ihre Gemeinde hielten, aber das Rhätusbild konnte ich nicht ersehen. Während ich nun den Baum ringsum betrachtete, um den Gegenstand meiner Forschung zu entdecken, kam ein junger Mann mit rothem Bart und grauem Hütchen zur Stelle und fragte, was ich suche. Den alten Rhätus, antwortete ich, wo ist er denn? R' isch fort, sagte der junge Mann. Ja wohin denn? R' isch fort, wiederholte jener achselzuckend und ging seiner Wege.

Nahe bei der Linde steht eine kleine, aber alte ehrwürdige Kirche mit einem Thurm, der vielleicht aus König Pipins Zeiten, vielleicht auch um ein Gutes jünger ist. Im Innern soll der Reformator Ulrich von Marmels ruhen, dessen Denkmal mir aber nicht vor Augen kam. Dagegen fand ich viele abgetretene schwarze Grabsteine von

adeligen Geschlechtern der drei Bünde mit ihren Wappen, die drei Goldföhrinen (Forellen) von Schauenstein, die Bärentatze der Planta und anderes dergleichen. Ein sehr bevorzugtes Wappenthier ist hier, wie in Tirol, der ritterliche Steinbock, den die heraldischen Zeichner früherer Zeit meisterhaft zu stylisiren wußten. Die Gemse dagegen, die scheue Gazelle, ist auf den Schildern nie recht beliebt worden.

Von Scharans gegen das Engadin zu geht man über den Schyn, einen Paß, der bald sehr wildschön wird und lange Zeit im Zickzack an den hohen Felsenwänden hinzieht. Unten in der Schlucht braust die Albula, rechts auf den Bergen der andern Seite stehen dunkle Wälder, hin und wieder auch ein Dörfchen. Im Anfang kehrt man sich wohl öfter um und sieht dann die fruchtbaren Halden des Heinzenbergs vor sich liegen und den Piz Beverin, eine mächtige Pyramide, die ober Thusis aufsteigt. Auch Campell sieht man am Beginn des Schyns — einen Thurm und einige Mauern, die auf dem hohen Ufer über der weißen Albula stehen, als ehemaliger Schutz für das kleine umliegende Tafelland, das mit Obstbäumen und ärmlichen Hütten niedlich besetzt ist. Hievon stammte Ulrich von Campell, der Geschichtschreiber, dessen wir früher ausführlich Erwähnung gethan.

Nicht weit von da sah ich am Rand des Abhangs einen blonden Knaben mit einem Schulränzlein sitzen, der, wie ein Dichter, mit Gras und Blumen spielte. Ich fragte ihn, ob er ein Romanscher sei. Nein, sagte er, ich bin dütsch geboren — im Savienthal nämlich, das gegen Westen parallel mit dem Domleschg läuft und als Ansiedlung der Walser bekannt ist. In Thusis war auch die Rede, daß

die Romanschen die Savier Ilgs Valsers nennen, was aber diese selbst eher für einen Spottnamen aufnehmen. Sein Vater, sagte der Knabe melancholisch, sei in Amerika, dem sei's nicht gut gegangen, ihm gehe es auch nicht gut — und nachdem er mir dieß mitgetheilt, warf er die Blumen weg und hüpfte den steilen Abhang hinunter, um dann in einer winzigen Ortschaft zu verschwinden, welche tief unten zu erspähen war. Bald darauf begegnete mir ein anderer Junge, ein doppelsprachiger Hirte, mit dem ich mich auch in eine Unterhaltung einließ und etwas Romansch lernte, namentlich das Wort libroc, wie er seine Weste nannte, in welchem ich wohlgefällig unser deutsches Leibrock erkannte.

Einige andere Bekanntschaften, die ich auf dem Schyn gemacht, verschweige ich, als nicht so interessant wie diese beiden, und eile zu berichten, daß der Wanderer, nachdem er zwei oder drei Stunden lang fast immer an den Felsenmauern hin alle Wendungen und Ellenbogen des Berges abgegangen ist, endlich die Höhe von Vatz erreicht. Hier, wo die Aussicht am schönsten ist, hat die Vorzeit einen Galgen auferbaut, ein Symbol der Macht über Leben und Tod, die den Hochgerichten zustand und ihnen auch den Namen gab. Die Construction ist einfach und dem Zweck entsprechend, zwei gemauerte Pfeiler und oben ein Balken drüber. Bei dem Galgen überschaut man die fruchtbare Flur von Vatz, das aus drei vereinigten Ortschaften besteht, die wechselnden, steigenden, sinkenden Halden bis hinab nach Tiefenkasten, links das Lenzer Horn, rechts den langen Rücken, auf dem die Dörfer Solis, Stürvis und Mutten liegen, letzteres auch ein Ort der Walser, aus braunen hölzernen Hütten bestehend. Ueber diesem

sieht man weiter oben, gerade auf der Schneide des Berges, wieder ein kleines hölzernes Dorf mit einer hölzernen Kirche. Dieß ist des untern Ortes Sommerfrische, in welche zur schönen Jahreszeit die ganze Bevölkerung auswandert. Freilich liegt schon Niedermutten so hoch über der Albula, daß man es in zwei Stunden wohl kaum ersteigen könnte, aber doch bedürfen die wackern Leute noch eines besondern Landaufenthalts in der schönen Jahreszeit, um sich recht wohlig und kühl zu empfinden. Diese Muttner reden deutsch und haben ganz für sich die reformirte Religion angenommen, während alle Nachbarschaft romansch und katholisch ist. Wie lebt sich's wohl da oben, Herr Vicar?

Dort, bei Vatz, wo man die schöne Aussicht hat, stand auch die Burg jenes Freiherrn Donat von Vatz († 1333), eines zu seiner Zeit vielberühmten Rittersmanns, des letzten jenes Namens, den er zum ersten in Rhätien gemacht. Jetzt ist jede Spur von diesem Bau verschwunden.

Etwa eine halbe Stunde unterhalb Vatz liegt Alvaschein, ein kleines Dorf, wo ich dem Wirthshaus zusprach, dem ersten ächt romanschen, das mir seine Hallen aufthat. Der Eingang stimmte trübsinnig; ein düsterer, schlecht gepflasterter Thorweg, der auf eine ganz finstere, steinerne, etwas zerfallene Treppe hinführte — oben ein kleiner Vorplatz mit ungleichen, zerbrochenen Platten belegt, ein kleines rundscheibiges Fenster, das sein zweifelhaftes Licht auf Wände fallen ließ, die seit vielen Jahren nicht mehr geweißt waren, und in der vordern Seite als klaffende Todeswunde ein schwarzer Spalt, der vom Dach bis in die Grundmauern ging. In der Stube drinnen, in der das Tageslicht auch nur geduldet schien, saßen zwei alte,

lange, hagere Frauen in schwarzen Röcken, mit kleinen Häubchen auf dem Kopfe. Unter den Häubchen sprießten zerzauste graue Haare hervor, die vielleicht noch nie gekämmt worden; ferner trugen sie große Brillen unter den Augen und spannen, spannen immer fort — wenn die dritte auch noch dazu kam, so war es sehr wahrscheinlich, daß hier Zusammenhang mit der Mythologie vorhanden sei, und man konnte sich denken, es seien die drei Nornen oder sonst was Unheimliches. Das dämmerige Zimmer war übrigens getäfelt mit Zirbelholz, was gut riechen und dem Ungeziefer feindlich sein soll (wenn es reinlich gehalten ist, sieht es auch sehr schmuck aus) — ringsumher liefen Bänke, im Winkel pickte eine Schwarzwälder Uhr, neben ihr stand ein großer schmutzigweißer Ofen.

Die eine von den Frauen brachte trüben Wein in einem schmutzigen Glas, das zwischen ihren fünf Fingern hing, und ein schmutzig Messer dazu — alles, wie es der letzte Nutznießer zurückgelassen. Nach einem Teller wollte ich lieber gar nicht fragen. Der Boden war auch schon lange nicht mehr gescheuert — kurz hierher dürfte man keine Posthalterinnen schicken — ja nie in Tirol, in den innersten, entlegensten Thälern, nicht in Vend oder in der Prettau, habe ich so sorglose gräusliche Wirthschaft gefunden.

Indem ich so den Unrath musterte, sah ich auf einem Brett über der Thüre etliche Bücher liegen. Ich nahm sie herunter, blies den dicken Staub weg, der darüber lag, und schlug die Titel auf — meist Erbauungsbücher in deutscher und romanscher Sprache. Nur Ein profanes Büchlein war darunter: das Taschenbuch der Liebe und

Freundschaft von Stephan Schütze, Jahrgang 1810 — ein sonderbarer Fund in dieser rhätischen Herberge. Wie der Almanach hieher gekommen, wußten die Frauen nicht zu sagen — er liege schon lange da oben. Hat ihn ein besonderer Zuckerbäcker — denn auch hier herum sind die goldenen Berge im Flachland draußen, und man sucht den Verdienst auf süßen und sauern Wegen in der Fremde — hat ihn ein gebildeter Zuckerbäcker hierher gebracht und als Weihgeschenk für glücklich überstandene Wanderjahre auf das heimische Brett gelegt, oder hat vielleicht ein reisender Dichter aus Deutschland das Bändchen als Pfand für freundliche Verpflegung zurückgelassen, um es nach der zweiten Auflage seiner „Blüthen", „Blumen", „Reisestanzen" und dergleichen wieder einzulösen, und ist dieser Moment vielleicht nie erschienen? Und auf welchem Nähtischchen zu Weimar, zu Dresden oder Berlin bist du zuerst gelegen, du holdselige Weihnachtsgabe mit deinem jetzt halbverblichenen Goldschnitt? Welche feinen Händchen brachen zuerst deine klebenden Seiten auf, und welche Herzen, welche kleinen längst verdorrten Herzen erwarmten damals an deinen girrenden Minneliedern? Das ist freilich kaum mehr zu beantworten; aber laßt uns sehen, was dazumal das junge Deutschland beisteuerte, im Jahr 1809, zur Zeit der Schlacht von Wagram und am Berge Isel. Viel Zeit war natürlich auf die Kritik in Alvaschein nicht zu verwenden, und über die „Ehespiegelscherben", die Jean Paul beitrug, will ich mir auch keine anmaßen, aber sonst fand sich, daß in allen Erzählungen, welche die Künstlerhand des gefeierten Ramberg mit süßlich abgeschmackten Bildchen geschmückt, ein junger Graf vorkommt, der den

ersten Liebhaber machen muß, bald mit, bald ohne Rivalen, welche alle hoffähig sind; denn so edel, als es dazumal die verwöhnte Zeit begehrte, so edel konnten in den Novellen nur Personen der höchsten Stände sein. Der Angel ist gewöhnlich eine unwiderstehliche Baronesse, die aber noch nicht so stark nach Patschuli duftet wie die Novellen-Baronessen in den neuern Baronessen-Novellen. Man fühlt, wie glücklich die bürgerlichen Dichter waren im Umgang mit dieser Ritterschaft, die sie poetisch selbst erzeugten. Und die Gedichte? Schon damals war der theure Reim von Herz auf Schmerz nicht unbekannt. Man besang die Abendröthe, die Morgennebel, den Frühling, den Sommer, den Herbst, den Winter, die glückliche, die verschmähte Liebe. Man trifft auf Namen, die zu ihrer Zeit gewiß beneidete Celebritäten waren, bei deren Singen das deutsche Volk sein Schicksal und seine fremden Tyrannen vergaß: auf Karl Mühlen, Luise Brach- und Doris Großmann. Auch Karl Besselt sang manch schönes Lied, und in ihrer Art dichtete selbst Minna S** nicht übel, des mystischen Z*** ganz zu geschweigen. Mich überschlich dabei der Gedanke: wie viel Talent und Glück dazu gehören, um ein dichterisches Ansehen von einem Jahrzehnt ins andere hinüber zu retten!

Wie viele Firmen sind uns noch erhalten, z. B. von den ehemaligen Dichtern der Dresdener Abendzeitung, die doch immer ihren Namen darunter setzten, selbst wenn sie alle Jahre nur Ein bedeutendes Distichon verfertigt. Drum möchte ich auch den jungen Dichtern an der Isar zurufen: was ist es viel, wenn ihr einst so berühmt seid wie Karl Besselt, wie Minna S** oder gar wie der mystische Z***?

Hierher wandert, alle Jahre nur einmal, nach Alvaschein, um zu betrachten, wie die Lorbeeren aussehen, die euch die Nachwelt flicht. „Wenn's von allen Zweigen schallt," ist's freilich schön im grünen Wald, wenn aber alle Stubendichtervögel ihre heimlichen Gesänge drucken lassen und dann andere Leute aus Freundschaft, aus Geschäftsverbindung oder um eine dringendst gewünschte Anzeige zu liefern, diese Blüthen lesen müssen, dann entsteht eine höchst verwerfliche Vergeudung des Zeitcapitals der Nation, die sich einst bitter rächen wird. Doch hinweg von diesem traurigen Bilde menschlicher Unvollkommenheit!

Von Alvaschein ging's hinab gegen Tiefenkasten. Rechts zur Seite des Weges in einer weiten grünen Mulde ein schöner Tumulus — Spiel der Natur oder altrhätisches Königsgrab?

Tiefenkasten ist eine Poststation auf der Straße, die von Chur über Churwalden ins Engadin führt, und liegt tief unten an der Albula, über welche hier eine Brücke geschlagen ist. Auf der Post wohnt sich's leidlich — sehr brave romansche Wirthsleute und als reinigendes Princip eine Weibsperson aus Schwyz, welche Teller, Gläser und Messer fleißig scheuert. Selbst gutes Churer Flaschenbier lag im Keller, was mich anheimelte und erheiterte.

Der Post gegenüber zeigt sich ein kleines unansehnliches Haus, zwei Fensterstöcke breit. Auf der Vorderseite steht: Rudolph Befalaqua (Bevilacqua) 1581, und dabei ein Wappen. So ungefähr darf man sich wohl durchschnittlich die Herrensitze denken, wie sie in jener Zeit die nachgebornen Söhne der großen Familien anzusprechen hatten, wenn sie in den Schlössern kein Gelaß mehr fanden und unter

den Landleuten wohnen gingen. Aus dieser Bescheidenheit trat, wie früher erzählt, mancher Kriegsheld hervor, der in seinen jungen Tagen wohl das fröhliche Leben in Frankreich dem engen Stübchen seines Vaterhäuschens vorziehen mochte, aber dennoch so viel unauslöschliche Sehnsucht nach den Bündner Bergen im Herzen bewahrte, daß er im Alter gleichwohl wieder gern an den heimischen Herd zurückkehrte.

Diesem Gebäude gegenüber saß Junker Pergament, aus den Honoratioren des Dorfes, auf der Sommerbank, ein ältlicher Herr von schlichtem Aeußern, der gemüthlich seinen Holzkopf rauchte und auf meine Fragen ohne adelichen Hochmuth bescheiden Antwort gab. Ihm zur Seite stand sein Haus, dessen First mit Zinnen ritterlich verziert ist.

Auf einem Felsen, der halbinselartig aus der Albula sich erhebt, steht die Kirche, wo ehedem die Burg gewesen, nach der das Dorf von den Deutschen eigentlich Tiefenkastel benannt worden ist. Die Romanschen nennen es Casté. Die Kirche ist in den letzten Jahrhunderten auch renovirt worden und mit ihr sämmtliche Gotteshäuser der Nachbarschaft. So weit ich sehe, bis hinauf in die schwindelnde Höhe von Stürwis, ist der Zopf gedrungen und hat apfel- und birnförmige Kuppeln, kropfige gewundene Säulchen, geigenförmige Fenster und dergleichen zurückgelassen.

In Tiefenkasten, welches katholisch ist, versehen ein paar italienische Capuciner die Seelsorge. Den Bruder, der vor dem Pfarrhause stand, fragte ich, wo er zu Hause sei. Zu Neapel, antwortete er. Ob er sich nicht heim

sehne? Nein, er lebe schon seit zwanzig Jahren im Ort; im Sommer sei es ohnedem nicht übel und im Winter hätten sie gute Oefen. O, du entsagungsstarke Seele!

Tiefenkasten ist übrigens bedeutsam in meinem Leben, weil ich hier zum ersten — vielleicht auch zum letztenmal — romansch gesprochen habe, obgleich ich noch zur Stunde nicht weiß, in welchem Dialekt. Ein Mädchen trippelte vorüber mit einem eingewindelten Säugling. Tschei has tu cou? fragte ich — was hast du da? Una puppa tsche dorma — ein Kind, das schläft — erwiederte sie und machte mich fast stolz darauf, verstanden worden zu sein.

Wenn aber hier in uralten Zeiten die Menschheit so dicht auf einander saß, daß sie bis dahinauf, wo jetzt Stürwis und Mutten stehen, ihre Hütten verlegen mußte, wie kam es, daß zu Davos, das nur einige Stunden entfernt ist, noch im Mittelalter große Weiden und Wälder an die walserischen Ansiedler zu vergeben waren? Das erklärt sich wohl am einfachsten dadurch, daß in jenen Zeiten der großen Uebervölkerung dort hinten noch ein See gefluthet und erst später, austrocknend, die Fluren den Einwanderern überlassen habe. Ungefähr ebenso verhält es sich mit dem Zillerthal, dem Oetzthal, dem Lechthal in Tirol, die auch um viele Jahrhunderte später bevölkert wurden, als die Nachbarthäler.

Ein heiterer, sonniger Morgen zeigte die Gegend von Tiefenkasten in all ihren Alpenreizen. Etwas über dem Dorfe, da wo der Paß durch den „Stein" beginnt, übersieht das Auge die Tiefe, wo das Dorf liegt, und ebenso gut die Höhen, wo sich die andern ausbreiten, die wir oben genannt. Auch den schönen Straßenzug verfolgen

wir, der in die Hochebene von Lenz hinaufführt und uns dringend mahnt, die Anstrengungen und schweren Opfer, die der Kanton Graubünden in den letzten Jahren für Herstellung der Verbindungen aufgeboten und gebracht hat, nicht unerwähnt zu lassen. Von jener Hochebene, wo Wiesen und Felder durcheinander ziehen, scheinen uns auch in der Morgensonne die Fenster von Vazerol entgegen, von Vazerol, wo einst der Bund der drei Bünde beschworen worden. Ueber diesem Gelände steigt die ungeheure Pyramide des Lenzerhorns empor, damals an der Spitze leicht mit Schnee angeweht.

Die Straße geht also in die Höhe durch den „Stein", und davon hat die Landschaft, die jetzt folgt, den Namen: oberhalb Stein, Oberhalbstein, Sur Seissa. Man erreicht bald wieder einen Galgen und damit die Stelle einer schönen Aussicht, wie denn diese und jener überhaupt gern beisammen zu sein scheinen. Oberhalbstein sieht sich von da aus fast an wie das Domleschg, nur alpenhafter, weniger Bäume, statt der Burgen nur wehrhafte Thürme. Doch steht gerade in der Mitte eine der im Bündner Land bekanntesten Vesten, nämlich die uralte Reams. Sie ist noch ganz erhalten, schwarzbraun von Fuß zu Kopf, und gleicht fast einer großen Kirche. Hier saßen im Mittelalter die Landvögte des Bischofs; jetzt gehört die Burg der Landschaft, welche sie als Gefängniß benützt.

Rechter Hand, weit von oben herab, von kahler Alpe winkt eine Capelle, Namens Zitail, die ein wunderthätiges Bild der heiligen Jungfrau umschließt, zu dem aus Bünden und sogar aus Wälschland Pilger wallen. Die Himmelskönigin soll sich hier, wie auf der Waldrast in Tirol, einst

einem Hirtenknaben gezeigt, den Bau einer Kirche auf dieser Stelle gewünscht und zum Zeichen ihrer Anwesenheit drei Blutstropfen zurückgelassen haben. Als man aber das Gotteshaus etwas weiter unten zu bauen begann, fand man, daß die Steine über Nacht jeweils entfernt und weiter hinaufgetragen worden waren, so daß die Baumeister bald nachgaben und die Kirche an dem Orte errichteten, den die heilige Jungfrau bezeichnet hatte — eine Legende, die in verschiedener Färbung sehr häufig vorkommt.

Die Landschaft Oberhalbstein hat so zu sagen drei Stockwerke — auf das erste, das dem Domleschg ähnlich ist, folgt eine zweite Thalweite, wo das Dorf Rofna liegt; auf diese eine dritte, ein ganz hochalpenmäßiger Wiesenplan, mit dem Hauptort Stalla. Die Stiege von einem Gaden zum andern bildet dreimal eine waldige Klamm oder Schlucht, welche der Thalbach, auch hier Rhein genannt, tosend durchströmt, während die Straße auf gesprengtem Felsboden nebenher wandelt. An verfallenen Thürmen gewahrt man auch in den obern Gegenden keinen Mangel; aus der Geschichte bedeutsam ist die Burg Marmels, ganz an die Felsenwand angeklebt und wohl auch aus ihr herausgehauen, ungefähr wie Wolkenstein im tirolischen Grödnerthale. Ursprünglich zum Schutze des Passes nach Wälschland erbaut, haben diese Vesten mitunter selbst eine höchst gefährliche Raubritterschaft beherbergt. Auch die Herren von Marmels standen einst in diesem Rufe, gelangten aber später zu andern Ehren und verwalteten öfter die österreichischen Vogteien in Bünden. Es gibt noch Leute dieses Namens in dem Thale.

Stalla, wo die Straßen über den Julier und über den Septimer auseinandergehen, liegt fast sechsthalbtausend Fuß überm Meere, „im Schooße weidenreicher Alpentriften“, in einer einsamen, schmucklosen Gegend, rings von grauen, nackten Felsen umgeben. Am Dorf vorbei fließt der Rhein, hier so ruhig wie ein murmelnder Wiesenbach. Die Häuser zu Stalla sind nicht gar schlecht — die Einwohner sprechen eine Sprache, die man für italienisch hält, und sind reformirt bis auf eine oder zwei katholische Familien. Wegen dieses Unterschieds findet man auch in dem kleinen Orte zwei Kirchen.

Hier also beginnt der Bergpaß über den Julier, jetzt eine sehr schöne, angenehm fahrbare Heerstraße. Rechts und links ragen Berge auf, unten aschfarbig, oben beschneit; das Thal ist Moorboden, voller Steingeröll, kein Baum mehr, nur noch kurzer Graswuchs. Gleichwohl stehen noch immer winzige graue Häuschen bald an der Straße, bald an den Bergen. Kamine haben sie nicht, Fenster und Thüre werden immer kleiner, zuletzt unsichtbar. So nehmen sich diese Hütten fast wie die bekannten Grillenhäuser aus, die man den Kindern schenkt. Die Schönheit des Morgens war übrigens schon lange dahin — die Schneewolken drückten schwer ins Thal herein — es war ein trauriger, öder Nachmittag.

Ein italienischer Metzgerbursche, ein Tschavennaschko (Chiavennasco, d. h. aus Chiavenna), gab mir etwa eine halbe Stunde lang ruhig das Geleit. Aber siehe da! plötzlich kam aus einem Häuschen eine hübsche rothwangige Dirne heraus, lief ihm lachend entgegen, grüßte und küßte ihn. Auf dieses empfahl sich der Tschavennaschko und ging

schmeichelnd mit ihr nach der Hütte, in der aber kaum zwei Personen Platz hatten.

Ach, wie viel tausend Fuß hoch über das Meer geht doch die Liebe!

Gar nicht so weit unter dem Joche steht auch noch ein kleines Anwesen mit einem umplankten Gärtchen, das ungefähr so groß ist wie ein Fensterstock. Hier wachsen noch Rüben und zwei Bäume, die einzigen in der Gegend. Sieben Stunden weit in gerader Entfernung, nämlich unten im Veltelin, könnten es zwei Cypressen sein; hier ist man zufrieden, daß nur Zirbelbäume fortkommen.

Ganz nahe an der Wasserscheide steht auch ein kleines Wirthshaus, wo sehr fröhliche Zecher, lauter Fuhrleute, beisammen waren. Auch Maurer fanden sich, denn nebenan wurde gebaut, ein „Sust," d. h. eine Waarenniederlage. Zu trinken gab es Velteliner und Schnaps — Gebildete können aber wirklich den Velteliner nur aus deutschen Gläsern trinken, denn diese romanischen Becher mit ihrem vieljährigen Grind beeinträchtigen die Süßigkeit des Weines über die Maßen. Also ein Schnäpschen so von der Gattung des Vinschgauers, auf grausen Jöchern gar nicht übel zu schlürfen.

Auf dem wahren und wirklichen Joche, und zwar auf dem Boden, stand ein hölzernes Dach, aus welchem ohne Verzug ein ganz reputirlicher, gut gekleideter Mann herauskroch und mich in Kenntniß setzte, er sei aufgestellt wegen der großen Viehseuche im Engadein, damit keine verdächtigen Rinder ausgeführt werden. Mit mir habe er sich officiell also nicht zu beschäftigen, aber ein paar Worte plaudern könnten wir immerhin. Ob die berühmten Säulen

auf dem Julier, die gerade neben uns standen, von Julius Cäsar errichtet worden, wollte er nicht entscheiden — doch meinte er, es möchten eher Grenzsteine sein als Galgen oder Opferaltäre oder Wegweiser, wofür man sie auch gehalten — eine Meinung, der man sich vielleicht ohne Furcht vor späterer Reue anschließen darf.

Und nun ging's hinunter und immer hinunter, zwei Stunden lang, bis ich mich aus dem wüsten Felsenreich herauswickelte und den See von Silvaplana ersah, womit ich im Engadin war.

6.

Am Schluß des letzten Capitels erreichten wir also Silvaplana im Engadin. Auf der Post daselbst walten freundliche Leute, die aus dem deutschen Davos abstammen und der Wirthschaft mit Gewandtheit vorstehen. Der See, der vor dem Dorfe fluthet, liefert lobenswerthe Forellen auf die Tafel, und es fehlt selbst nicht an andern erlaubten Genüssen.

Am nächsten Tisch spielten etliche Herren aus der Ortschaft ein Kartenspiel, tranken Punsch und plauderten den ganzen Abend romansch. In Tirol hätte man den einsamen Gast sicherlich eingeladen, an der Gesellschaft Theil zu nehmen, aber die Bündner sind in diesem Stücke nicht so liebenswürdig, wie die Tiroler. Der fremde Reisende suchte sich daher mit dem Studium der engadinischen Bibel, die auf dem Tische lag, zu beschäftigen, wobei ihn die artige Tochter des Hauses nach Kräften unterstützte. Marieli war zwei- oder vielmehr dreisprachig, denn erstlich hatte sie sich neben ihrem Davoser Dialekt aus Büchern,

Umgang mit Menschen und namentlich mit den Engadinern, die aus der Mark und Pommern zurückgekehrt, ein ganz niedliches Hochdeutsch zusammengezimmert. Auf mein Befragen, wie sie zu dieser zierlichen Mundart gekommen, erwiederte sie: die Noth habe sie dazu getrieben, da ihre alte Mutter die Herren aus Deutschland ein für allemal nicht verstehe. Zweitens aber sprach sie auch romansch, jedoch so, daß sie über das Bücherladinisch, da sie in keine engadinische Schule gegangen, gleichwohl nicht allenthalben Bescheid wußte. Meine Auslegung der Genesis blieb daher an manchem dunkeln Worte hängen, das ihre Exegese nicht aufhellen konnte, bis der Herr Lehrer kam, selbst ein Romanscher vom Heinzenberg, welcher der Sache vollkommen gewaltig war, und mit dem ich die fünf Bücher Mosis gewiß ohne Anstrengung zurückgelegt hätte, wäre ich nicht andern Morgens schon wieder davon gegangen.

Der andere Morgen war aber nässelnd, windig, kalt und schaurig. Die Wolken hiengen, wie auf dem Theater, bis zu den Häusern herunter, und der See von Silvaplana, sonst im Sonnenglanze ein herrliches Auge der Landschaft, dehnte sich bleifarben und langweilig in seinem Bette. Mich kam ein plötzliches Heimweh nach wärmeren Gegenden an, und so sehr ich mich auf das Engadin gefreut hatte, so wenig wußte ich jetzt darin anzufangen. Vor der Thür schlug mir der eisige Wind ins Gesicht, in der Stube war ich allein mit der heiligen Schrift, denn die Wirthsleute hatten anderswo zu thun. In dieser Lage bewegte ich mich ein paar Stunden rathlos hin und her und wurde immer betrübter, da es mitunter auch zu regnen begann, bis mir endlich die Worte entrannen: Ist

denn gar kein Einspänner vorhanden, mit dem man das Thal hinunter fahren könnte, soweit die Straße geht? O gewiß, sagte Marieli; ich werde gleich einspannen lassen und selber kutschiren. — Später reute es mich allerdings inniglich, daß ich mich durch diese meine Verstimmung so schnell hatte aus dem Lande treiben lassen, allein der Fehler war nicht mehr gut zu machen.

So fuhren wir also in Wind und Regen das alte „Estruskerthal" hinunter, von Silvaplana nach St. Morizen, von St. Morizen nach Samada, von Samada nach Bevers, von Bevers nach Ponte, von Ponte nach Zutz und von Zutz nach Scamfs, wo die Straße aufhört. Die Erlebnisse können verhältnißmäßig nicht bedeutend sein. Um aber doch etwas zu sagen, wollen wir nur nach Andern wiederholen, daß das Engadin von den bewohnten Thälern Europa's das höchste ist; daß Sils am obern Ende 5770 Fuß über dem Meere liegt; daß sich allenthalben vortreffliche Alpenweiden finden, aber im obern Theil keine Andern Bäume als Zirbeln und Lärchen; daß die Gletscher (welche aber an jenem Tag unsichtbar waren) fast bis ins Thal herunterhängen; daß die Kargheit der Natur die Bewohner schon von alten Zeiten her in die Ferne treibt; daß viele davon in Norddeutschland berühmte Zuckerbäcker geworden, andere mit anständigem Reichthum wieder heimgekehrt und daß die mannichfachen Lindwürmer die noch zu Campells Zeiten im Engadin gehaust, seitdem alle ausgestorben sind.

Das obere Engadin muß an hellen Sommertagen ein einfaches, feierliches Aussehen haben. Links und rechts die Gletscher und tief im Thal die grüne Au, nicht breit, aber gegen sechs Stunden lang, in welcher die stillen

Dörfer stehen, reinliche weiße Häuser mit grauen Dächern, die sich gleichsam kopfeinwärts, wie die Küchlein um die Gluckhenne, zu ihrem Kirchlein geschaart haben. Außer den Dörfern im freien Feld ist nur selten ein Maierhof, eine „Acla“ zu sehen. Wenn noch weiter erwähnt wird, daß in St. Moriz ein sehr kräftiger Sauerbrunnen, ein viel besuchtes Bad und ganz annehmbare Unterkunft, daß in Samada ein Casino und Lesezimmer sich findet, wo selbst die Allgemeine Zeitung getroffen wird, daß ich unterwegs auch ein paar Kirchen betreten, diese aber im Innern sehr ärmlich gefunden habe, so ist fast alles gesagt was mir von jener Fahrt in Erinnerung geblieben.

In Scamfs wendete das Wirthstöchterlein von Silvaplana sein Gefährt und fuhr wieder heimwärts. Ebenda wollte ich mich auch wieder als Fußgänger einrichten und gab meinen Koffer dem Posthalter zur Versendung nach Meran, wo er in wenigen Tagen ankommen sollte. Darinnen war ein feines Röckchen, ein sauberes Westchen, etwas Handschuhe, sowie manche artige Wäsche, und ich sah mich schon im Geist zu Meran auf der Wassermauer ganz stattlich und neugewaschen unter den Kurgästen auf- und abwandeln in einer achtbaren, meiner socialen Stellung würdigen Haltung, da ich nämlich Mitglied zweier berühmter Gesellschaften bin, des Museums und des Kunstvereins zu München, und noch mehrerer zu werden hoffe. Derweilen kam aber der Koffer gar nie nach Meran, sondern sechs Wochen später langte er einmal plötzlich, nachdem er die ganze Zeit verschollen gewesen, in München an, und da ihm nichts abzufragen war, hat man auch nie erfahren können, wo er so lange herum gelegen.

Herentgegen kam aber ich ganz herabgekommen in der ehemaligen Landeshauptstadt von Tirol an, wo ich bei dem edeln Julius von Wickede etliche sehr nöthige Kleidungsstücke entlehnen und froh sein mußte, auf einsamen Spaziergängen meinen unscheinbaren Anblick der gebildeten und oft so spöttischen Welt der Traubenschwelger entziehen zu können. Mich verdroß dieß im Namen der bojoarischen Schriftsteller, und hätte wahrhaftig nicht gedacht, daß die Posthalter im Engadin auch noch dazuhelfen, um jenen das Auftreten und Fortkommen in der guten Gesellschaft noch sauerer und schwieriger zu machen, als sie es ohnedem schon finden.

Von Scamfs bis gegen Cernetz stehen nur noch unbedeutende Häuserhäuflein an der Straße; das Thal wird enger und wilder. In der Mitte ungefähr zwischen beiden Orten geht die hölzerne Brücke von Pontalt über den Innstrom, die noch immer die Scheide zwischen Ober- und Unterengadin bildet, und ehemals die Gränze war bis zu welcher der österreichische Richter von Nauders in Tirol den Blutbann ausüben durfte.

Mit vielem Fleiß wird jetzt in dieser Gegend an der Poststraße gebaut, die vorerst statt des bisherigen holperichten Bergweges nach Cernetz und dann durch Unterengadin weiter bis Martinsbruck geführt werden soll. Im letztern Theile mag der Bau sehr schwierig werden, da die Thalsohle selbst oft ganz eingeht, und manche Dörfer, die das Verkehrsmittel nicht entbehren wollen, hoch oben an den Bergwänden liegen. [1]

[1] Die Straße ist schon lange fertig. Mit ihr sind auch mehrere neue reinliche Wirthshäuser erstanden, so daß die Verpflegung im Engadin jetzt ganz lobenswerth ist.

Abends wurde Cernetz erreicht, wo man mit weiser Vorsicht nach dem besten Wirthshause fragte, aber auch nur die alten, schon in Alvaschein besungenen Leiden wieder fand. Angenehm dagegen war es, hier noch das Wahrzeichen des Engadins, nämlich einen in Berlin gebildeten Zuckerbäcker zu treffen, mit dem ich bald nähere Bekanntschaft schloß. Er schien sich in seinem alten Vaterland nicht ganz wieder gefunden zu haben, wenigstens sagte er, anfangs habe er gefürchtet kaum eine Woche überleben zu können; jetzt sitze er gleichwohl bald drei Monate hier — aber voll Langweile und Verdruß. Uebrigens setzte er mir mit Freundlichkeit auseinander, daß hier eigentlich das untere Engadin beginne, daß noch zwölf Stunden bis Martinsbruck und die Wege sehr schlecht und steinig seien, auch immer hoch hinauf und hinunter gingen, daß der Wanderer in einem Tage jenen Ort nicht erreichen könne und noch einmal in diesem Lande über Nacht bleiben müsse, daß die Verpflegung immer schlechter werde und sofort. Seinen Zuhörer griff die Schilderung sichtlich an, sowohl wegen des vielen Ungemachs, das er noch zu erdulden haben würde, als wegen der langen Zeit, die darauf ginge, um nur erst nach Mals zu kommen. In meiner Beängstigung faßte ich einen Entschluß, den selbst der Eingeborne bedenklich nennen mußte, nämlich statt nach Martinsbruck über den Buffalora zu entweichen und heute Abend noch nach Forno oder Ofen zu gehen. So nennt sich ein ehemaliger Eisenhammer, jetzt ein einsames Wirthshaus, drei Stunden weit drinnen im Gebirge, rings von Bären umschwärmt. Von da ist noch eine kleine Tagreise nach Mals.

Die dicke Wirthin widerrieth mir die Nachtfahrt, und

wenn sie ihre Weinbecher vorher ordentlich geschwenkt und ihre Teller sauber gespült hätte, wäre ich vielleicht auch geblieben; so aber vertrieb mich der Ekel und ich zog nach freundlichem Abschied von dem Berliner aus Cernetz, was sonst ein großes und ansehnliches, mit zwei Thürmen der Planta und der Mohr bewehrtes Dorf ist, in die Wälder hinein, auch wieder um ein Vorurtheil ärmer, an dem ich, ehe ich nach Bünden kam, felsenfest gehalten, nämlich daß Calvinismus und reinlicher Haushalt hienieden immer beisammen seien.

Nicht unerwähnt mag bleiben, daß der Berliner mit aller Entschiedenheit behauptet hatte, der bekannte Dichter Schiller habe den Stoff zu seinen Räubern aus der Geschichte der Herren von Mohr genommen und der alte Thurm, der in dem Trauerspiele vorkomme, sei eben der Mohrenthurm von Cernetz. Ich hatte zwar keinen Auftrag, hielt es aber doch für meine Pflicht, im Interesse der Familie hiegegen zu protestiren, allein der Zuckerbäcker ließ keinen Widerspruch aufkommen, sondern blieb bei seiner Behauptung. Es sei wohl begreiflich, daß draußen in der Welt dieser Zusammenhang nicht bekannt sei, allein er als Cernetzer müsse es doch wissen.

Mein Führer war ein gescheidter artiger Junge, aus Lavin gebürtig, sprach ein verständliches Italienisch, aber kein Deutsch. Obgleich Unterengadin in Deutschland einmündet, und daher in der Hauptsache die Kenntniß der deutschen Sprache sehr verbreitet ist, so gibt es doch einzelne Dorfschaften, deren Wanderungszug fast ausschließlich nach Italien geht, so daß dort wieder das Italienische bekannter ist. Dicht vor Cernetz hatte ich z. B. noch einen

andern Jüngling aus Remüs getroffen, der mich auf die Frage, wo seine Reise hingehe, ganz grammatikalisch bedeutete: Io vado in Toscana per esercitarvi il mio mestiere di panniere.

Die erste Stunde waren wir auf dem Gang zum Eisenhammer recht vergnügt in unserer Einsamkeit. Einmal begegnete uns ein halb Dutzend Fuhrleute mit ihren Bergwägelchen, die über das Joch Vintschgauer Obst in das Engadin führten; ein andermal trafen wir auf einen Haufen Enziangraber beiderlei Geschlechts, die aber den Kopf schüttelten als sie uns so in die Nacht hinein wandeln sahen und alsbald nachriefen: es sei sehr spät, was wir leider selber merkten. Der Führer bemühte sich anfangs den Weg freundlichst zu verkürzen, indem er alle Orte commentirte, wo Lawinen herabgegangen, und alle classischen Plätze, wo man Bären erschossen hatte. Allmählich wurde es aber ganz Nacht, und zugleich kamen schwere Regenwolken durch alle Bergspalten ins Thal herein und damit eine Dunkelheit, daß wir uns kaum selbst mehr sahen. Dann fieng's auch mit großem Geräusch zu regnen an, womit unsere behagliche Stimmung jählings umschlug. Naß bis ins Herz hinein, trippelten wir unsichern Schritts die Abhänge auf und ab, schlugen uns durch die Wälder durch, wateten durch die Gießbäche, glitschten und fielen auch mitunter. Unter solchen Umständen können drei Stunden sehr, sehr lang werden, und wir waren schon recht froh, als wir mitten in der Finsterniß das Wirthshaus in Forno erreicht hatten. An seiner Pforte fiengen wir recht lebhaft zu pochen an und klöpfelten eine gute Viertelstunde fort, ohne daß sie auf-

gethan wurde, so daß der junge Mann aus Lavin die Meinung äußerte, der Wirth sei vielleicht mit seinem wenigen Gesinde über Nacht auf eine Alpe gegangen. Wir beriethen sofort, ob wir nicht einbrechen sollten; aber in diesem Falle hätten wir uns noch mit dem großen Haushund abfinden müssen, der sich unaufgefordert zu uns gesellt hatte und mit lauter Stimme unser Thun und Lassen begleitete. Endlich regte sich der brave Wirth, kam herab und öffnete, entschuldigend daß er bei diesem Wetter niemand mehr erwartet habe und schon früh schlafen gegangen sei.

Dieser Wirth vom Ofen, der aus dem Prätigau stammt, ist eine Celebrität in seinem Hochgerichte, ein lustiger athletischer Wittwer, dem immer ein tugendhafter Spaß zu Gebot steht. Auch im Trinken ist er sehr stark und gewissermaßen eine Specialität, so daß der Führer, der doch meinen Zug gar nicht kannte, mir unterwegs eine Wette anbot, der Wirth trinke sechs Gläser aus bis ich ein einziges. Jetzt glaub' ich's auch, aber damals wollte ich ihn gar nicht auf die Probe stellen, sondern erquickte mich lieber an dem herrlichen Wasser das da fleußt, mit etwas Käse und Brod dazu.

Die vielbelobte Wirthschaft im Ofen fand ich übrigens sehr kümmerlich — eine große niedere Stube mit kleinen Fenstern, ein paar lange Tische, in welche schon mehrere Generationen ihre Namen oder andere mißlungene Kunstwerke eingeschnitten hatten, ein paar lange Bänke, welche aber keine Lehnen führten, ein schmutziger Boden, der in diesem Jahr noch nicht gekehrt worden, eine dünne Talgkerze in einer Stallaterne, welche in der finstern Halle wie ein

Fixstern glänzte, aber kein Licht verbreitete — all dieß verlieh der Oertlichkeit mehr das Ansehen einer Räuberhöhle als eines Schweizer Hotels. Zu essen gab es auch nichts, als Brod und Käse, die ich schon erwähnt, die aber steinhart waren. Den Wein zu versuchen hielt mich das schmierige Aussehen der Flasche und der Gläser ab.[1]

Nicht lange danach trat, um das gastliche Dach zu theilen, auch ein Sautreiber von Italien herein. Aus dem Livignothale mit einer kleinen Heerde über das Joch gekommen, setzte er sich stumm in den Ofenwinkel und schien bald zu schlafen, bis er sich plötzlich als guter Hirte wieder aufraffte, um nach dem Wohlsein seiner Ferkel umzusehen. Nach kurzer Zeit kam er aus dem Stalle mit der Schmerzenskunde herein, daß eines von den Schweinchen fehle und wohl unterwegs zurückgeblieben sei. Unverzüglich ging er auch wieder in Wind und Wetter hinaus, gegen Livigno zu, um das verirrte Thierchen auf den rechten Weg zu führen. Ei, sagte der junge Mann aus

[1] Entweder muß ich mich selbst für einen verweichlichten Schwelger ansehen — wozu ich sonst gar keinen Grund habe — oder es gibt Leute, denen in der republicanischen Alpenluft von Alt fry Rhätia alles Gefühl für Schmutz und Unrath entschwindet oder die Cultur hat in späteren Jahren auch den „Ofen" beleckt, denn diese selbe Anstalt des Herrn Simon Gruber, die mir im Jahre 1852, abgesehen vom Wirthe, so unwirthlich vorkam, gilt Herrn Professor Theobald (Naturbilder aus den rhätischen Alpen. Chur, 1862. S. 277), als eine sehr willkommene Erscheinung, als eine Wirthschaft in sehr wohnlichem Zustand, in der man gern einige Tage bleibe. Auch Professor Osenbrüggen (Wanderstudien aus der Schweiz. Schaffhausen, 1869. II. S. 120) fand sich nicht allein durch die Persönlichkeit des Wirths, sondern auch durch die Bewirthung in hohem Grade befriedigt. Ebenso rühmt Tschudi die treffliche Verpflegung.

Lavin, ich ginge nicht mehr hinaus, wenn ein Elephant zu fangen wäre, viel weniger um ein Schwein.

Als es ans Schlafen ging, legte sich mein Führer auf die lange Bank und wünschte mir gute Nacht. Der Wirth blickte mich zweifelnd an und meinte, auch in meiner Stellung wäre es am Einfachsten, sich auf die Bank zu strecken. Ja, sagte ich, sind denn keine Betten da? Heute nicht, erwiederte der Gastgeber, ich habe nur eines und dieß ist schon besetzt. — Aber halt! ich gebe Ihnen das meinige und lege mich dafür aufs Heu. — Ich hatte keinen Grund, dieses Anerbieten auszuschlagen und ließ mich also vom Wirthe in sein Schlafgemach führen, das mich sehr wunderlich ansprach. Es sah nämlich aus wie eine Alchemistenwerkstätte, da es voll unnennbaren Plunders stack, voll halb und ganz zerbrochener Geräthschaften, wie sie zu Viehzucht, Jagd und Fischfang, für Küche und Keller nothwendig sind — nur daß ein paar gute Büchsen an der Wand hingen. Das Bett war eigentlich ein Trog voll zerrissener übelriechender Fetzen, die kaum mehr in sichtbarem Zusammenhang standen. Bei diesem Anblick rümpfte ich die Nase und meinte, es wäre am Ende doch nicht so übel dort draußen auf der langen Bank. Der Wirth entgegnete etwas empfindlich, es sei eben eine Gebirgsgegend und man dürfe da nicht alles verlangen wie draußen am Zürchersee. Uebrigens habe er eine wollene Kotze, die er über das Lager breiten wolle — sie würde mir die Liegerstatt schon behaglicher machen. Also holte er eine große wollene Kotze und breitete diese über das Bett, worauf ich mich hinlegte und mich mit meinem nassen Rocke zudeckte.

Ehe er ging, lenkte der Wirth meine Aufmerksamkeit noch auf eine große Uhr, die neben der Thüre hing. Sie sei einst in einem tirolischen Kirchthurm gehangen, aber zur bayerischen Zeit vertrödelt worden und hieher gekommen. Ich dankte ihm für diese Notiz, wünschte gute Nacht und suchte einzuschlafen, was auch bald gelang, bis die ehemalige Thurmuhr elf Uhr zu schlagen anhob. Hui, wie scholl das! Es war ein Klang, wie wenn mir die Posaunen des jüngsten Gerichts ins Ohr donnerten! Ich wollte um Hilfe schreien, allein zum Glück fiel mir noch ein, daß ich ja nur die Gewichte auszuhängen brauche, um das Ungethüm zu bändigen. Das that ich denn auch und so war ich gerettet und schlief mehr wegen der großen Müdigkeit der Glieder als wegen der Ueppigkeit des Lagers gleichwohl einige gute Stunden.

Am andern Morgen saßen Wirth, Knecht und Magd, der junge Mann aus Lavin, der italienische Schweinhirt und noch ein Reisender gemüthlich beim Kaffee. Letzterer handelte nach seinen Reden das Engadin auf und ab mit Spielwaaren, und es wurde mir immer deutlicher, daß er ein Grödner sei. Unversehens gebrauchte ich nun meinen alten Grödnerspruch, den ich einst in Pufels gelernt hatte,[1] und fragte ihn: Cotang lungsch ie'l pa da tlo fin à Urteschei? (Wie weit ist es von hier nach St. Ulrich?) Dadurch wurde der Grödner schon am frühen Morgen so überrascht, daß nur wenig fehlte und er wäre mir in seiner Freude als Landsmann um den Hals gefallen. Ich hatte in der That noch viel Mühe ihn zu überzeugen, daß

[1] S. Drei Sommer in Tirol. 2. Auflage. 3. Band. S. 184.

es mir trotz meiner trefflichen Aussprache des Grödner'schen gleichwohl nicht beschieden gewesen, die Tage meiner Jugend am Fuße des Langkofels oder auf der Höhe von Puflatsch zu verleben, sondern daß meine Wiege draußen im Flachland gestanden, in dem kleinen, aber nahrhaften Städtchen Aichach, im Schatten des Stammschlosses Wittelsbach, wo sich die stille Paar zwischen saftigen Wiesen gegen die Donau schlängelt.

Noch bei guter Zeit wurde der einsame Weg über die Alpe Buffalora angetreten, der leicht und angenehm zu gehen ist. Auch schöne Aussichten auf die Orteler Ferner sollen sich darbieten; dazumal lagen aber Wolken darauf. Hin und wieder sieht man verfallene Trümmer verlassener Hüttenwerke, denn hier und im nahe gelegenen Scharlathale war vor Zeiten großer Bergbau auf Silber und standen allenthalben Betriebsgebäude und Wirthshäuser. Diese wurden aber schon zu Campells Zeiten niedergerissen, weil sich da viel Diebsgesindel eingenistet hatte, und damit hörte auch der Bergbau auf.

In der Nähe der Alpe holte ich den Hirten von Livigno wieder ein, der etliche Zeit früher ausgezogen war. Bei näherer Bekanntschaft erschien er als ein sehr wackerer junger Mann, der über allerlei, was auf sein Leben und Streben Bezug hatte, erwünschte Aufschlüsse gab. Es ist doch auffallend, wie leicht sich diese Wälschen bilden lassen und wie schwer es z. B. mit unsern Niederbayern geht! Der Hirt war nur ein- oder zweimal mit seinen Schweinchen in Florenz gewesen, sprach aber ein ganz leidliches Toscanisch und war überhaupt mehr Gentleman als Flegel, was nicht gerade bei allen Nationen unter Sautreilern der Fall sein soll.

Zu Buffalora auf der Alm geht stets ein starker Wind und davon hat der Ort auch seinen Namen, welcher nichts anderes bedeutet als: es pufft die Luft (buffa l'ora). In dieser Gegend steht auch eine braune Sennhütte, etwas entfernt vom Pfade. Dorthin deutete der Eumäus von Livigno und erzählte, vorgestern habe der Bär vor der Hütte zwei Lämmer zerrissen, deren blutige Knochen er selbst noch gesehen. Ueberhaupt seien in den letzten Wochen dem Unthier schon fünfundzwanzig Stück als Opfer gefallen. Von diesem seinem Stammsitz aus pilgert dann das possierliche Ungeheuer hinab ins Vinschgau, ins Etschland und wird ein gefürchteter Gast in den Weinbergen. Haben ja erst heuer die Bauern von Naturns wiederum einen Bären erschlagen, und auf Lebenberg bei Meran sieht man noch einen ausgestopften, der sich dort vor mehreren Jahren als Traubendieb betreffen ließ.

Von der Höhe des Joches schaut man gar schön hinunter auf die ersten Dörfchen des Münsterthales mit ihren ärmlichen calvinischen Kirchlein. Diese Landschaft ist noch sehr hoch gelegen, bringt zwar Getreide hervor, von Obstarten aber nur die Kirsche. Auf Wiese und Feld waren viele Leute, Männer und Weiber, beschäftigt, fast lauter Prätigauer, denn die Einheimischen wandern aus und überlassen die Feldarbeit fremden Dienstboten. Der Zug der Wanderung geht da hauptsächlich nach Frankreich, ins nördliche und ins südliche. In einem Wirthshäuslein zu Valcava, das noch armseliger und schmutziger war als die bisher erduldeten, setzte sich ein älteres Herrchen an den Tisch und erzählte auf französisch, daß es hier im Hause geboren, aber in der Normandie ansässig und daß es mit

seiner Familie hereingereist sei, um sein Vaterhaus noch einmal zu sehen. Als Zeugniß für die Wahrheit seiner Aussagen waren einige junge Französinnen zur Hand, die im Hause fröhlich hin und her kicherten.

Im Buge des Thales weiter fortgehend erreicht man Santa Maria, dessen Hauptort, wo man schon nach Tirol hinaussieht. Hier stehen manche schöne Gebäude mit Familienwappen an den Wänden, und es scheint da viel Wohlstand zu herrschen. An einem neugebauten großen Hause vorübergehend bemerkte ich auf dem Balcon einen ansehnlichen Herrn, der sich an dem Anblick der Landschaft weidete, und auf der Sommerbank ein schöngekleidetes Fräulein, welches in einem Taschenbuch las. Um etwas zu reden fragte ich nach dem Weg, worauf das Fräulein glänzend aufrauschte und mir in feinster norddeutscher Sprache Bescheid ertheilte. Weiter unten im Dorfe vernahm ich dann, daß das schöne Haus einer Familie gehöre, die in Danzig ihr Glück gemacht. Auch mit Polen hat man Verbindungen. In Valcava steht ein Anwesen, dessen Eigenthümer Zuckerbäcker in Warschau ist; selbst der lustige Wirth vom Ofen hat dort eine verheirathete Tochter.

Die wenigsten Verbindungen scheinen aber die Münsterthaler mit Tirol zu haben, das doch täglich vor ihren Augen liegt. Es ist fast als ob hier viel weniger deutsche Sprache zu finden wäre als im Engadin. Von einer ziemlichen Schaar Weiber und Mädchen, welche Elsbeeren gesammelt hatten und den Wanderer von jener bittersüßen Frucht genießen ließen, sprach nicht eine einzige deutsch. Wegen der Verschiedenheit der Religion, da die

Thalbewohner, mit Ausnahme derer von Münster, reformirt sind, finden auch keine Wechselheirathen statt — kurz man kümmert sich gar nicht um einander. So gelöst aber auch jetzt alle Verhältnisse sind, so verschränkt waren sie noch in den letzten Jahrhunderten. Auf der Malser Haide hatte das Hochstift Chur viele Leute, über die dem Grafen von Tirol nur der Blutbann zustand. Diese Gotteshausleute bildeten ein Hochgericht mit den Münsterthalern, rechneten sich zum Gotteshausbunde, sprachen auch damals noch romansch. Wie sie auseinandergekommen, wäre hier zu weitläufig zu erzählen, auch scheint man's nicht genau zu wissen. So viel ist aber zuverlässig, daß im Jahr 1727 der Bischof, eine der graubündnerischen Wirren benützend, die Rechte und Lehen des Hochstifts im Münsterthale an Oesterreich verkaufte, welches bei seiner Uebermacht die Landschaft wohl bald ganz an Tirol gezogen hätte, da ihm selbst viele Rechte darin zustanden. Nun nahmen sich aber die drei Bünde ihrer Eidgenossen an und lösten die österreichischen Hoheitsrechte ein, so daß sich dann die Münsterthaler wieder von den drei Bünden loskaufen und als unabhängiges, aber nach Wegfall der tirolischen Theile nur noch halbes Hochgericht beim Gotteshausbund verbleiben konnten.

Aus dem alten Campell und Herrn von Tscharners Reisehandbuch ist übrigens zu entnehmen, daß Sta. Maria auch schon drei berühmte Männer hervorgebracht, nämlich den Reformator Philipp Gallitius, den gekrönten Dichter und rechtskundigen Rath beim Reichskammergericht zu Speier, Marcus Latius, und den gelehrten Simon Lemnius, welcher den Homer in lateinische Hexameter übersetzt und ein Helden-

gedicht de bello Rhaetico 1499 in neun Büchern hinterlassen hat, welche aber noch nicht gedruckt sind.

Eine kleine Stunde unterhalb Sta. Maria liegt jenes Münster, ein katholisches Dörflein, das seinen Namen von dem dortigen Nonnenkloster trägt, welches Karl der Große gestiftet haben soll. Die Schutzvogtei hatten früher die Grafen von Tirol. Es sind wenige Nonnen mehr da und heuer hieß es, man würde das Stift ganz aufheben. In der alten Kirche finden sich viele Grabsteine der gewesenen Aebtissinnen, ferner eine alte Statue, welche Karl den Großen darstellt, und über der Sacristeithüre ein viel älteres Basrelief, das folgendermaßen aussieht: in der Mitte der Heiland, welcher nackt gleichsam in einem Heuhaufen steht, der ihm bis an die Hüften reicht, links ein bärtiger Mann, der die Hand gegen ihn ausstreckt, rechts zwei Engel, welche Handtücher halten, oben eine Taube. Es verdient aber bemerkt zu werden, daß die Erhöhung, aus welcher der Heiland aufragt, durch concentrische Linien gekräuselt und so zu sagen gewässert ist. Der Herr Mautner von Münster, vielleicht der einzige Alterthumsforscher des Dorfes, welcher mich begleitete und alles Sehenswerthe freundlich erklärte, war der Meinung, dieß Bild sei das Wunderbarste in der ganzen Kirche, und viele hundert Leute, Geistliche wie Weltliche, hätten sich schon den Kopf zerbrochen und wüßten nicht was es bedeute. Auf dieses nahm ich ihn mit Geistesgegenwart bei der Hand und sprach: Entschuldigen Sie! In der Mitte ist der Heiland, links der heilige Johannes, der ihn im Jordan tauft, rechts zwei Engel, die ihn abtrocknen wollen, oben der heilige Geist, welcher zuschaut. „Aber der Haufe, in welchem der

Erlöser eingesunken ist?“ Das ist der Jordan, dessen Wasser der Künstler biegen mußte, weil er sich nicht anders zu helfen wußte, da sonsten, wenn er's geradeaus laufen ließ, auch der heilige Johannes und die Engel scheinbar drinnen zu stehen, vielmehr zu schwimmen gekommen wären. Und das ganze Bild ist deßwegen gefertigt und hieher gestellt worden, weil Johannes der Täufer des Klosters Schutzpatron ist. — Der Herr Mautner staunte und dankte mir gerührt für die Aufklärung; und wenn ich bei dieser Gelegenheit meinen Namen nicht aus Bescheidenheit verschwiegen hätte, so würde er in der Kunstgeschichte des Münsterthals wohl in alle Ewigkeit fortleben.

Nachdem mir auf dem ganzen Weg von Chur bis hieher kein wahrhaft interessanter Mensch begegnet war, als der Schriftsteller Dr. Mannheimer aus Wien, mit dem ich in Oberhalbstein auf offener Straße ein kurzes Wiedersehen feierte, kam ich bald außerhalb Münster im Abendschein dem hochwürdigen Bischof von Chur, Karl von Hohenbalken, entgegen, der auf seinem Zelter ins Kloster ritt, um dort wenige Tage Sommerfrische zu halten. Etliche tirolische Geistliche begleiteten den frommen Greis, der den Gruß der Vorübergehenden freundlich erwiederte. Wie haben sich doch die Zeiten verändert, daß der Bischof von Chur, der einst so mächtig und reich begütert war auf der Malser Haide, dessen Vögte und Reisige in allen Schlössern da herum Burgwacht hielten, jetzt kaum noch anderes anzusprechen hat als eine Nachtherberge in einem armen Nonnenklösterlein!

Noch eine kleine Weile und abermals erscheint links von dem Wege das Zeichen eines Hochgerichts, bei dem

ich Abschied nahm von Alt fry Rhätia. Müde zwar, aber mit vergnügten Augen blickte ich da hinunter in die gefürstete Grafschaft Tirol, die mir jetzt, obgleich ich noch auf republikanischem Boden stand, wie ein Land der Freiheit erschien, der Freiheit nämlich von jener schmutzigen Schlamperei und von jenem Brechreiz, der mich in den unwirthlichen Herbergen der neuen Rhätier die letzten drei Tage begleitet hatte. Da ich überhaupt seit Silvaplana nur von hartem Brod und hartem Käse gelebt, so versprach ich meiner hungernden Seele hier auf der letzten Bündner Scholle einen nahrhaften Abendimbiß mit Forellen und Rehbraten auf der trefflichen Post zu Mals, was ich denn auch redlich gehalten habe.

Nicht weit von dem besagten Hochgerichte betritt der Wanderer den Boden von Tirol und die Flur von Taufers. In diesem Dorf befinden sich viele große steinerne Häuser, ein Zeichen alterthümlichen Wohlstandes, auch drei Kirchen, darunter eine, jetzt ungebrauchte, vorgothischen Styles, ein Denkmal, über dessen Alter die gewöhnlichen Handbücher gar nichts zu lesen geben. Ein weithin sichtbarer Schmuck der Landschaft von Taufers sind aber die beiden prächtigen Schlösser, die links auf einem hohen Abhang über einander stehen. Ihre Namen scheinen freilich im Volk verschollen zu sein, wenigstens gab jeder Taufersfer, den ich darum anredete, die gleichlautende Antwort: Dem habe ich nie nachgefragt. Nach den verlässigsten Quellen heißt aber die obere Burg Rotund, die untere Reichenberg. Beide gehörten vor uralten Zeiten den Eppanern, dann eigenen Geschlechtern, den raubsüchtigen Herren von Reichenberg, dann den Vögten von Matsch,

den Grafen von Trapp, zuletzt den Grafen von Hendel. Das obere Schloß hat noch beinahe unverletzt den weißen Anwurf, sieht daher fast wohnlich aus, war auch zu Ulrich Campells Zeiten noch bewohnt. Das untere, schon damals verfallen, war wohl nie betüncht, und die schönen Trümmer prangen in milder, dunkelgelber Farbe wie die Säulen des Parthenons im Abendlicht. Aus ihrer Mitte ragt ein hoher runder Thurm ohne Fenster, ganz ähnlich dem „gescheibten Thurm" zu Bozen oder jenem, der zu Mals steht. Wenn der zu Bozen, wie man bisher behauptet hat, ein römisches Bauwerk ist, so werden es wohl auch die beiden andern sein. Nun versichert aber neuerdings ein achtbarer Kenner, daß er an den römischen Ursprung jener Warte zu Botzen nicht zu glauben vermöge, und so wären wir dem Zweifel, wem die Thürme zu Mals und bei Taufers zuzuschreiben, wieder in peinlicher Weise überantwortet. Ueberhaupt hat die mannichfachen Baudenkmäler des Etschlandes noch kein Forscher besonders angegangen, obgleich ein solches Studium zu höchst anziehenden Ergebnissen führen müßte. Sehr gerne möchten wir diese schöne Aufgabe einem strebsamen Tiroler Jüngling anvertrauen und uns von ihm recht bald erklären lassen, was allenfalls noch altrhätisch und von den Burgen übrig geblieben, die einst Drusus zerstört, was römischen, byzantinischen, lombardischen, was wälschen oder deutschen Baumeistern zuzutheilen sei; denn daß die jetzige Unklarheit etwas Beschämendes in sich trage, wird der gebildete tirolische Leser selbst zugeben müssen.

Das Thalland von Taufers, die Galfa genannt, hat eine große Bedeutung in der Geschichte der Kriege, welche

die Bündner einst mit den Tirolern führten. Zwischen jenem Dorf und Laatsch war man um Pfingsten 1499 beschäftigt, die große Schlacht „auf der Malser Haide“ zu schlagen, und ein tirolischer Geschichtschreiber, der bekannte Beda Weber, nennt daher auch dieses Feld „den blutgedüngten Kampfplatz, wo die demokratische Bewegung der reformirten Schweizer mit dem alten Glauben Tirols erfolglos stritt“ — eine Phrase, deren patriotische Wärme wohl jeder gern mitempfindet, wenn er auch nicht glauben kann, daß die Engadiner 1499 schon reformirt oder schon Schweizer gewesen. Selbst ob die damaligen Bündner als als Demokraten zu betrachten seien, scheint eine offene Frage. Die Tiroler hatten übrigens dazumal durch das Thal von einer Bergseite zur andern eine feste Schanze und Landwehr gezogen, welche die Bündner umgingen und erstürmten. Die Helden von Oesterreich, obwohl tapfer kämpfend, mußten zuletzt weichen und verloren auf der Flucht mehrere Tausend der Ihrigen. Es war die blutigste Schlacht, die je auf tirolischem Boden geschlagen worden. Unter den Bündnern erwarb sich zumal Benedict von Fontana ewigen Ruhm, der Vogt von Reams und Anführer des Gotteshausbundes, welcher beim Sturm auf die Schanze von einem Speer getroffen niedersank und sterbend den Seinigen zurief, seines Todes nicht zu achten. Die Historiker von Alt fry Rhätia betrachten daher diese Schlacht auf der Malser Haide als eine ebenbürtige Schwester jener bei Sempach, und Benedict von Fontana gilt unbestritten als der rhätische Arnold von Winkelried.

Endlich war auch Mals erreicht, wo das Posthaus freundliche Aufnahme, würdige Verpflegung und sanfte

Lagerstätte bot. Hier gab es Reisende aus allen Theilen des großen Vaterlandes, und man konnte über Tisch schwäbisch und pommerisch, westfälisch und bayerisch plaudern hören, jeden in der Zunge, die ihm seine Heimath mit auf die Reise gegeben. Nur die reine, wenn auch etwas allgäuisch anklingende Stimme meines lieben Freundes, des Herrn Professors Marcus Müller, war ich nicht im Stande herauszuhören, obgleich wir das Stelldichein auf der Malserhaide schon seit Jahresfrist besprochen und die Hoffnung groß gezogen hatten, durch tüchtige Wanderschaft zu Fuß und einträchtige Erquickung im grünen Refectorium des Etschlandes den mäßigen Genuß, den sonst die deutsche Gegenwart gewährt, in etwas zu erhöhen.

Das große fruchtbare Blachfeld von Mals, auf welches die Ortlerspitze in ungeheurer Mächtigkeit hereinschaut, ist eine der schönsten Gegenden von Tirol. Allenthalben von Obstbäumen überlaubte, große, mit zwei, drei uralten Kirchen geschmückte Dörfer — dort auf einer gebietenden Anhöhe das Stift Marienberg, ein weißes, stolzes Gebäude mit langen Fensterreihen, darunter das graue Schloß von Fürstenburg, von den Bischöfen von Chur erbaut und viele Jahrhunderte lang der Sitz ihrer Hauptleute, in unruhigen Zeiten oft auch das Asyl der Kirchenfürsten selbst — dann die weite Aussicht ins Thal von Taufers, dem die beiden alten Raubschlösser romantische Bedeutung verleihen, das hochbetagte Städtlein Glurns, mitten im Feld, wie ein Edelstein in seine braunen Mauern gefaßt, von den zierlichsten Gärten umgeben — außer mancherlei bedeutenden oder unansehnlichen Burgen, Schlössern, Thürmen, halb und ganz verfallenen, die schmucke Churburg,

stattliche Veste der Grafen von Trapp, auf einem buschigen Hügel, voll Urkunden und alter sehenswerther Rüstungen, die ich aber noch nie betrachten konnte, da vor acht Jahren der Schlüssel nicht vorhanden war und heuer der Herr Verwalter Duile in Mals, der ihn besitzt, zum Landgericht nach Glurns wandern mußte, also keine Zeit hatte, meine Neugier zu befriedigen. Bei dem Schloß ist auch der Eingang in das wenig betretene Thal von Matsch, „die Heimath der Wölfe" und der mächtigen Vögte von Matsch, Schutzherren von Marienberg, die in ihrer Natur und Eigenthümlichkeit selbst viele interessante raubthierische Züge verriethen. Auch der heilige Florinus ist ein geborener Matscher, vor elfhundert Jahren von einer englischen Pilgerdame auf der Romfahrt in dem Thälchen zur Welt gebracht, später Pfarrer zu Ramüs und fast ein Jahrtausend lang Nationalheiliger der Engadiner, bis diese vom wahren Glauben abfielen und sein so lange verehrtes Reliquienkästchen öffneten, aber nur alte Lumpen darin fanden.

Das alte Mals ist zwar bis ins vierzehnte Jahrhundert ein romanischer Flecken gewesen, denkt aber jetzt nicht mehr daran und fühlt ganz deutsch. Mit hohen alten Häusern, verfallenen Thürmen und sieben, meist romanischen Kirchen (daher auch im Mönchslatein Septifanum benannt) ist es ansehnlich ausgestattet und erinnert an längst vergangene, wälsche Zeiten. In diesem Hauptort wie in den großen Dörfern rings umher, in den zahlreichen Kirchen und in den mächtigen Burgen scheint ein Merkzeichen zu liegen, daß hier einst, durch den Venediger Handel herbeigeführt, viel mehr Reichthum und Bedeutsamkeit zu finden war als in unsern Tagen.

Es wäre daher fast anzunehmen, daß in diesen Gegenden, außer den Sachen, die der alte Prior Goswin von Marienberg erzählt, einst viele Dinge vorgegangen, von denen sich die Historiker bis jetzt nichts träumen ließen, und da, mit Ausnahme der Engadinerkriege und der berühmten Schlacht, nur sehr wenig bekannt geworden ist, so dürfte die Geschichte der Malserhaide gewiß eine der ersten Preisaufgaben sein, welche die rhätische Akademie nach ihrer dereinstigen Gründung stellen sollte.

Hier nun ist der Schluß des Reiseberichts für das durchschnittliche Publikum, da wir, selbst ermüdet, den müden Leser durch das wohlbekannte Vinschgau bis ins Thal von Meran nicht weiter begleiten, sondern lieber stillen Abschied von ihm nehmen wollen. Für einige wenige aparte Naturen, Rhätologen, Etruscomanen und derlei Leute wollen wir aber hier noch etliche Worte niederlegen, welche niemand als ihnen Interesse einflößen sollen und vor deren Lectüre daher die Nichteingeweihten nur gewarnt werden können.

Da sich erst neulich in einer hiesigen (Münchener) Buchhandlung ein junger Mann von Bildung erkundigte, was denn eigentlich ein Romanscher sei, so darf man vielleicht voraussetzen, daß über die Sprachverhältnisse in Hohenrhätien im Allgemeinen noch viele Dunkelheiten herrschen. Wir erinnern daher, daß die Römer jenes Gebirgsland unter Augustus eroberten und ihre Sprache dort über Berg und Thal verbreitet haben, wahrscheinlich auch an den Ufern des Rheins bis an den Bodensee. Diese Sprache hat sich nun, obwohl im Lauf der Zeiten mannichfach verändert, in den innern Theilen des Landes erhalten und

heißt nach ihren Urhebern die romansche (Rumonsch, Romonsch, Ramonsch, Rumaunsch).

Andererseits aber kamen wenige Jahrhunderte nach der römischen Eroberung die Allemannen ins Land und brachten ihre deutsche Sprache mit. Der allemannische Adel baute sich bald neue Schlösser auf oder setzte sich in die alten rhätischen Burgen. Es würde wohl nachzuweisen sein, daß sich die bündnerischen Edelgeschlechter von den Zeiten der germanischen Eroberung her fast alle als Deutsche betrachtet und das Deutsche immer als ihre Hofsprache gebraucht haben. Was das übrige Volk, das mit ihnen eingezogen, betrifft, so wird es wohl, wo es in Uebermacht sich ansiedelte, bei seiner Sprache geblieben, wo es in der Minderzahl war, zur romanschen übergetreten sein. Auf diese Weise erklärt sich ein Theil der deutschen Sprachinseln — ein anderer rührt von einer Einwanderung her, die erst im spätern Mittelalter erfolgte, von dem oft besprochenen Einzug der Walser, oder auch von deutschen Colonien, welche die Hohenstaufen an den Splügen geführt, zur Bewachung des Passes nach Wälschland. Der Stoß des Germanismus geht am Rhein hinauf und hat das Romansche jetzt im Hauptthal bis hinter Chur zurückgedrängt, während man vor dreihundert Jahren in einzelnen Gegenden von Vorarlberg, auch in der untern Nachbarschaft von Chur noch romansch sprach. Von dieser Gegend heißt daher die Sprache auch churwälsch, oder verdorben: kauderwälsch, oder gar, wie man in Tirol sagt: krautwälsch. Das Romansche hat übrigens jene Einbußen auf keiner Seite wieder eingebracht, verliert vielmehr allenthalben Tag für Tag an Boden.

Die Natur der romanschen Sprache näher zu charakterisiren, ist hier wohl nicht der Ort. So viel ist gewiß, daß die rhätischen Aelpler mit dem Lateinischen sehr alpenhaft umgegangen sind und in ihrer derben Manier durch Wegwerfung von Sylben, Versetzung von Buchstaben und Veränderung der Laute ein Idiom zu Stande gebracht haben, das man so aus dem Stegreif noch immer nicht versteht, wenn man auch die andern romanischen Sprachen alle kennt.

Soll man nun aber das Romansch einer der andern romanischen Sprachen zutheilen und gewissermaßen unter deren Sippschaft stellen, so steht es der italienischen, obwohl örtlich am nächsten, doch sprachlich ziemlich ferne und, wie schon F. Diez bemerkt hat, viel näher der provenzalischen. So fände also die Mundart der Bündner ihre nächsten Basen erst etwa in Unterwallis und gegen Savoyen hin und wäre wegen dieser Abgeschiedenheit fast als eine provenzalische Sprachinsel anzusehen. Nicht minder dürften aber als solche auch die beiden krautwälschen Dialekte von Gröden und Enneberg in Tirol betrachtet werden, und so würde sich denn die Sentenz rechtfertigen, daß das provenzalische Sprachgebiet von der Sierra Nevada bis an den Langkofel bei Urteschei und den schneeigen Kreuzkofel bei St. Leonhard reiche, oder von den Grenzen Granada's bis an die Toblacher Haide, und wären demnach auch die Grödner und Enneberger, die Oberländer und Engadiner ganz nahe Sprachvettern zu den Anwohnern des Rhodanus, den Limousinern und den Catalanen.

Das Bündner Romansch geht übrigens in eine Menge von Dialekten auseinander, die zuletzt so verschieden

werden, daß sich die fernsten Landsleute, die Engadiner und die Oberländer, kaum mehr recht verstehen. Das Schiboleth ist das Wörtchen buc, nicht, von welchem einundvierzig verschiedene Nuancen aufgeführt werden.

Zur Zeit ist nun im rhätischen Hochgebirge ein heißer Sprachenkampf entbrannt. Man streitet sich nicht allein um die Rechtschreibung, welche im Romanschen überhaupt ein schwieriges Problem ist und kaum so festgestellt werden kann, daß sie allen Mundarten gleichmäßig entspricht, sondern man ist auch in ehrgeizigem Kriege darüber, welcher Dialekt der bessere sei.

Käme es dabei nur auf das Gelüsten an, so könnte man diesen Krieg eigentlich ein bellum omnium contra omnes nennen, denn so viele Nuancen des Wörtchens buc vorkommen, so viele kleine Sprachgebiete gibt es auch, welche heimlich glauben, daß ihre Mundart die angenehmste, alterthümlichste und ächteste sei — sieht man aber auf den Erfolg, so sind es denn doch nur zwei größere Heerhaufen, die auf den Sieg oder, was wahrscheinlicher ist, auf einen ehrenhaften Vergleich gegründete Aussicht haben, nämlich die Oberländer und die Engadiner.

Unter Oberland aber versteht man in Bünden das Gebiet, welches sich an den Ufern des Vorderrheins von Reichenau bis gegen den Gotthard erstreckt. Ilanz, Disentis, Truns sind dort die bekanntesten Orte. Nur in wenigen Dörfern des Hauptthals wird deutsch, sonst überall romansch gesprochen. Zwei Drittheile der Bewohner sind katholisch, die übrigen reformirt. Sie nähren sich meist von Viehzucht und bescheiden sich daher, ein Hirtenvolk zu sein.

Zwischen den zwei feindlichen Lagern stellen dann andere kleinere Thalschaften die Sprachkette her, nämlich das Domleschg, die Gegend von Vatz und Oberhalbstein.

Die Engadiner nun als wohlhabende, gebildete Herren widmen sich mit vielem Fleiß den literarischen Beschäftigungen und streben mit Eifer das Primat an. Sie halten ihren Dialekt einer großen Vervollkommnung fähig und rechnen bei ihrem guten Willen auf jene Anerkennung, ohne welche Großes nie gedeihen kann. Als nächste Nachbarn Italiens haben sie nicht weit, in den italienischen Sprachschatz hineinzugreifen, um ihre Mundart mit neuen Zuthaten zu bereichern. So halten sie dieselbe denn auch für die schreibbarste, reichste, zierlichste, sehen auf die Oberländer herab und nennen diese spottweise die Schalauer (aus da tschell' aua, „von jenem Wasser", d. i. vom Rhein, im Gegensatz zu da quist' aua, vom Inn), während sie ihrem Dialekt und nur diesem den Beinamen Ladin (Latein) geben wollen. Andererseits wird nun hiegegen protestirt und behauptet, dieser Name oder vielmehr diese Anwendung desselben sei eine neuere Erfindung, was wir zwar dahingestellt sein lassen, aber nicht ohne die Bemerkung beizufügen, daß die Grödner und Enneberger dem entgegen gerade das Wort Romansch nicht kennen und ihre Sprache nur Ladin nennen.

Die Oberländer, einfache Leute, nur mit ihren Geistlichen und wenigen Laienliteraten ausgestattet, rings von Deutschen eingeengt und durchschnitten, den allmählichen Untergang ihrer Sprache ahnend, scheinen als Linguisten ums Verkennen bescheidener zu sein. Wenn sie ein Darlehen machen wollen, so liegt ihnen allerdings das Deutsche

viel näher, und ihre Mundart ist daher reichlich mit Germanismen gesegnet. Daß diese aufgepfropften Wörter nicht gut zum Stamme stehen, erkennen sie selber an, lassen sich aber über das Gebahren der Engadiner dahin vernehmen, daß diese durch Einbürgerung zwar nahestehender, aber dennoch unächter Bestandtheile das alte, reine Romansch zwar unmerkbarer, aber nur desto schlimmer verfälschen, während in der Sprache des Oberlandes die fremden Fündlinge jedem Auge auffällig und leicht auszusondern, daher auch nicht geeignet seien, die Reinheit derselben im mindesten zu beschmutzen. Aus diesen Gründen meinen sie ihre dürftige, jedoch ächte Mundart jener weltmännischen der Engadiner wenigstens gleichstellen zu dürfen.

Wie die Engadiner in die obern und die untern, so theilen sich übrigens auch die Oberländer dialektisch in die Leute ob- und unter dem Walde. Außer diesem örtlichen Unterschiede ist aber auch der confessionelle nicht ohne Einfluß gewesen. Bis zum Jahr 1851 haben nämlich die Katholiken wie die Reformirten des Oberlands für ihre Schul- und Andachtsbücher ihre besondere Orthographie gehabt; ja selbst bis in die Formen der Sprache hinein dringt dieser Zwiespalt. Das katholische Bewußtsein hat sich z. B. von jenem Tempus, welches die Italiener passato semplice nennen, seit langem losgeschält. Die Katholiken verzichten also, wie Otto Carisch sagt, auf einen Vorzug aller neuern romanischen Sprachen und sagen immer: z. B. purtavan, nie: purtannen, vaseva, nie: vasett (italienisch portavano und portarono, vedeva und vide).

Wie aber die Romanschen und vorzüglich die Oberländer unsere deutschen Wörter in ihre Sprache hinein-

verweben, mögen folgende Beispiele zeigen: Tschittalosa ist unser deutsches Zeitlose; gratiar, gartegiar ist unser gerathen. Gottlos heißt wieder gottlos, und davon kommt gottlosadad, die Gottlosigkeit; nizz heißt der Nutzen, nizziar, nizzigiar benützen, nizzeivel nützlich, nizzeivladad, nizzaivlezza Nützlichkeit; malnizz nutzlos, malnizzeivladad Nutzlosigkeit.

Als die ältesten Denkmäler des Romanschen gelten die Bibelübersetzungen, mit denen die Engadiner nach der Reformation vorangegangen sind. Joachim Bifrun übersetzte das neue Testament, Ulrich Campell die Psalmen. Wie früher oft wiederholt wurde, sollen zwar auch die ältern Urkunden in den Gemeinde-Archiven zu Glurns und Mals, sowie die Satzungen des alten Pilgerspitals zu Sanct Valentin auf der Haide in romanscher Sprache verfaßt gewesen sein, allein diese interessanten Documente haben sich bisher dem Auge des Forschers standhaft entzogen, ja es wird immer wahrscheinlicher, daß die ganze Notiz nur ein Phantasma des Freiherrn von Hormayr gewesen. Aus späterer Zeit fehlt es dann nicht an Schriften und Druckwerken meist religiösen Inhalts, Gebet- und Gesangbüchern, Uebersetzungen aus dem Deutschen und Italienischen; auch eine Zeitschrift blüht jetzt mit dem Titel: Ilg Rumonsch.

Was literarische Hülfsmittel zur Erlernung der Sprache betrifft, so hat das erste deutschromanische Wörterbuch Herr Math. Conradi, Pfarrer zu Andeer, verfaßt, und zwar, wie es in der Vorrede heißt, veranlaßt „durch die reizende Aufmunterung Sr. Exc. des Freiherrn von Humboldt", dem es auch gewidmet ist. Es erschien 1823 zu Zürich. Dieses Wörterbuch, als erster Versuch, darf wohl eine sehr

milde Beurtheilung in Anspruch nehmen, denn eine strenge würde es schwerlich aushalten.

Pfarrer Conradi hat nämlich, wie es scheint, ein Fremdwörterbuch zu Grunde gelegt und nur einzelne romansche Wörter dazwischen geschoben. So ist das Lexikon in allen technischen Ausdrücken aus allen denkbaren Wissenschaften sehr vollständig, in seinem romanschen Theil aber desto mangelhafter. Es macht in der That einen fast komischen Eindruck, hier lange Reihen griechischer Wörter zu finden, wie Philalethia, Philotechnia, Physiocratia, Synecdoche, Synthesis, Ausdrücke, die wohl zur Kenntniß der bündnerischen Pfarrer, Aerzte und Juristen gekommen sein werden, aber gewiß nie zu Ohren der romanschen Landleute. Auch eine Grammatik hat Pfarrer Conradi geschrieben und 1820 herausgegeben, aber sie ist nicht minder flüchtig und ungenau.

Dagegen ist Otto Carisch den Anforderungen, wie sie jetzt gestellt werden, weit mehr entgegengekommen. Er hat eine recht brauchbare Formenlehre der rhätoramischen Sprache und ein Wörterbuch verfaßt, das 1848 erschienen und seitdem mit mehreren Nachträgen bereichert worden ist. Dieses hat den ganzen griechischen Kram aus Kunst und Wissenschaft bei Seite gelassen und sich lediglich auf wahrhafte, ächt romansche Wörter beschränkt. Was an solchen noch abgeht — und nach des Verfassers eigenem Bekenntniß ist die Vollständigkeit zur Zeit noch nicht erreicht — wird sein Fleiß allmählich wohl herbeischaffen.

Wer nun dieses Wörterbuch mit einiger Aufmerksamkeit durchblättert, wird eine anziehende Erscheinung gewahren. Es finden sich nämlich darin manche Wörter, die weder

lateinisch noch deutsch sind, für die daher eine andere Abstammung gesucht werden muß. Der Mehrzahl nach beziehen sich diese Wörter auf das urälteste Gewerbe der Aelpler, auf die Viehzucht, auf ihren innern Haushalt und das dazu gehörige Geräthe; ferner sind etliche Kräuter- und Thiernamen darunter.

In dieser Richtung zu sammeln, möchte sehr verdienstlich sein; denn am Ende bleibt nichts übrig, als solche Wörter für eine Hinterlassenschaft jener ältern Sprache anzusehen, deren die Rhätier sich bedienten, ehe sie römisch lernen mußten, und diese könnte keine andere sein als die rhätische.

Damit wären wir denn schließlich auch an einer Frage angelangt, die neuerer Zeit verschiedene Lösungen erfahren, nämlich an der Frage: welches Ursprungs und welcher Verwandtschaft die Urbewohner Rhätiens gewesen. Früher haben die rhätischen Gelehrten und die Geschichtschreiber insgesammt die alte Sage von dem Heerführer Rhätus, der die im Paduslande wohnhaften Etrusker beim gallischen Einfall ins Hochgebirge geführt, gläubig hingenommen und gepflegt, so daß sich lange Niemand erdreistete, einen Streit darüber anzuheben. Auch Niebuhr ließ die tuscische Verwandtschaft der Rhätier in ihren Ehren, nur stellte er die Meinung auf: es sei wahrscheinlicher, daß die Etrusker uranfangs aus den Alpen an die Tiber hinabgezogen, als daß Rhätien erst später aus dem Padusthal seine Bewohner erhalten habe. Dagegen suchte aber, mehrerer Anderer zu geschweigen, K. Zeuß in unsern Tagen den keltischen Ursprung der Rhätier darzuthun, in der Art jedoch, daß wenigstens die am südlichen Abhang der Alpen wohnenden

Stämme, Lepontier, Tridentiner und dergleichen, etruskischen Stammes gewesen seien.

Wenn man nun zur Lösung des Problems nicht immer wieder die alten, ausgequetschten und abgenützten Stellen bei Strabo und andern vorzeitlichen Schriftstellern ins Feuer führen will, so ist, außer den Ausgrabungen, die wir hier bei Seite lassen, nur noch ein Gewährsmann vorhanden, und zwar ein ziemlich alter, nämlich der Rest, der uns von der rhätischen Sprache in den Localnamen übrig geblieben ist.

Gehen wir nämlich durch die rhätischen Alpenthore, wo uns immer der Geist hineinführen mag, also z. B. über den Achensee hinab gegen Schwaz und hinauf am Inn bis Innsbruck, bis Landeck, bis Finstermünz, bis Cernetz und Sils, so finden wir bei geringer Aufmerksamkeit, daß die deutschen Namen der Orte immer weniger werden und dafür ganz andere, seltsame, unverständliche auftreten. Da heißt es nicht etwa mehr Thalkirchen, Waldhausen, Berghofen, sondern Schlitters, Terfens, Sistrans, Natters, Axams, Zams, Ladis, Schleins, Schuls, Zutz, Sils u. s. w. Gehen wir vom Bodensee über Chur und den Splügen nach Chiavenna oder von Innsbruck über den Brenner nach Bozen, so begegnet uns dieselbe Erscheinung. Soll es da ein Wunder sein, wenn einmal ein Wanderer ganz ungeduldig ausruft: Ei, bei Gott, was bedeutet denn das? Ist denn da Niemand, der einmal etliche Wochen daran zu setzen hätte, um der Sache auf den Grund zu kommen?

Um einem solchen Zuruf zu entsprechen, habe ich denn vor manchem Jahre viele dieser Wörter gesammelt, gesichtet, durch Vergleichung mit den urkundlichen Formen auf ihren frühern Laut zurückgeführt und mich dann etwas umgesehen,

an welche andere Sprache solche Namen anzuknüpfen wären. Ich glaubte dabei zu finden, daß sie den Namen, welche die alten Etrusker ihren Städten und Dörfern gegeben, nicht allein ähnlich, sondern mit denselben identisch seien. Damit wäre denn auch die bestrittene Verwandtschaft zwischen den intramontanen und den ultramontanen Etruskern, d. h. zwischen den Rhätiern und ihren Vettern am Arnus und an der Tiber erwiesen.

Andere dagegen haben auf diese Darlegung keinen Werth gelegt und philosophiren heutzutage noch fort auf den Grund der alten Geographen, was mich aber nicht hindert, die Meinung auszusprechen, daß man, um in der Frage mitreden zu können, über jene Namen Beschluß fassen müsse, er möge nun ausfallen wie er wolle. So viel ist indessen ganz gewiß, daß diese Nomenclatur von einem Ende des alten Rhätiens bis zum andern, vom Comersee bis nach Bregenz und vom Gotthard bis ins Pusterthal eine und dieselbe ist, ein Umstand, der schwer zu erklären bleibt, wenn man eine doppelsprachige Urbewohnerschaft annehmen will.[1]

[1] Da seit diesem Streifzug durch Hohenrhätien nunmehr zwanzig Jahre vergangen sind, so glaubte ich vor dem Wiederabdruck der Schilderung doch nachsehen zu sollen, wie es dort jetzt mit diesen ethnologischen Studien beschaffen und wie weit sie in der langen Zeit etwa fortgeschritten seien. Ich suchte daher die einschlägigen Werke, die seitdem erschienen sind, kennen zu lernen und schrieb auch einige Betrachtungen über dieselben nieder. Anfänglich meinte ich nun die Arbeit hier als Nachtrag anhängen zu sollen, aber bei näherer Erwägung zeigte sich, daß sie für diesen Zweck doch zu umfangreich geworden, und so hielt ich denn für besser, sie als „Rhätoromanische Studien“ unter eigenem Titel in einem der folgenden Bände erscheinen zu lassen.